



„Mein Wanderpfad“

Auszug aus den Erinnerungen des

Eberhard Gundalin,

Direktor und Lehrer am Walter-Flex-Gymnasium in Arensburg auf der Insel Oesel

Herausgeber: Adolf Greinert,
Lehrer am Walter-Flex-Gymnasium
von 1923 bis 1927
und Pastor in Anseküll, Insel Oesel,
von 1928 bis 1939

Vorwort

Eine zweite Veröffentlichung aus den Erinnerungen Direktor Gundalins wurde von seinen ehemaligen Schülern angeregt. Sie ließen sich dabei nicht nur von dem Wunsche leiten Näheres aus dem Leben ihres geschätzten Lehrers und Direktors zu erfahren. Mehr als das war es das Interesse an der Geschichte der geliebten Inselheimat und die Erwartung, durch den Erzähler eine Bereicherung des Heimatbildes erleben zu können.

Diesem Anliegen der ehemaligen Schüler des Walter-Flex-Gymnasiums in Arensburg habe ich gerne entsprochen, denn auch mir geht es darum, das vorhandene Material durch eine Drucklegung festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern, zumal über die Insel Oesel nur sehr wenig Schrifttum vorhanden ist.

Ich weiß, daß viele Oeselaner dieses Heft mit Spannung erwarten. Hoffentlich werden diese Erwartungen nicht enttäuscht, denn ich stand vor der nicht ganz leichten Aufgabe, aus der Fülle des vorliegenden Stoffes das allzu persönliche von dem zur Veröffentlichung geeigneten zu scheiden.

Ergänzt habe ich die Schilderung der Ereignisse auf der Insel Oesel in der Kriegszeit 1914–1917 durch die von meinem Vater, Probst Friedrich Adolf Greinert, Pastor zu Anseküll, verfaßte „Anseküllsche Chronik“, weil Direktor Gundalin diese Jahre nicht in Arensburg verbracht hat.

Ich hoffe, mit dieser Arbeit – trotz mancherlei Mängel, die sie aufweist –, meinen Landsleuten einen Dienst erwiesen zu haben.

Die in der ersten Veröffentlichung genannten Ratgeber und Helfer haben mich auch dieses Mal wieder in dankenswerter Weise freundlich unterstützt.

Adolf Greinert

Vaihingen (Enz), im November 1978

Inhaltsverzeichnis

Elementarschüler und Gymnasiast	4
Student in St. Petersburg und Lehrer in Welikije Luki	29
Der Weltkrieg	35

„Mein Wanderpfad“

Heute, am 27. Mai 1945, am Trinitatis-Sonntag, beginne ich im Stadtpfarrhaus in Vaihingen-Enz (Württemberg), in dem ich Unterschlupf gefunden habe, mit der Niederschrift „Meines Wanderpfades“.

Ich vergesse Zeit und Umgebung. Der schwere Druck der fürchterlichen Gegenwart schwindet. Das Unterbewußtsein, in dem Vergangenheit und Erlebtes schlummert, ist zäh. Nur wenig läßt sich ihm abzwängen. Selbsterlebtes und im Gedächtnis verankert Gehörtes mischen sich zu einem verschleierte Bild, das mir aber sehr wertvoll zu sein dünkt.

Ein verträumtes kleines Städtchen am Meeresstrand taucht auf. Über seinen blumenreichen Gärten und seinem lauschigen Park, an den sich das trutzige Schloß mit seinen beiden Türmen, seinen mit Bäumen bewachsenen Wällen und seiner sich am Meeresufer hinziehenden Promenade anschließt, liegt vom Mai bis zum September ein sommerlicher, romantischer Schimmer, dem man sich nicht entziehen kann.

Dazu gehört das verwitterte alte Haus, der Amtssitz meines Vaters auf der kleinen Flußdelta-Insel, die die Peddust mit ihren beiden Armen bildet, die Hospital-Insel. Es darf nicht wundernehmen, daß diese Umwelt meinem Gemüt ihren Stempel aufgedrückt hat.

Doch noch ganz anders als das bereits Geschilderte hielt mich das Meer in seinem Bann. Es umklammert die kleine Insel von Osten und Süden. Manchmal ist es glatt wie ein Spiegel. An schönen Tagen, besonders im Hochsommer, wirkt es dann mit seiner unbeschreiblichen Lieblichkeit wie die Schönheit einer glückspendenden Fee. Aber es kann auch, beschwingt und beseelt von leichtem Winde, leise flüstern, als ob Wassernixen süße Zwiesprache hielten oder zarte Lieder sängen. Zahllose, einander ablösende Wellen wandern in ununterbrochener Kette heran. Mit klagendem Laut zerschellen sie am flachen, mit kleinen Steinchen übersäten Ufer, das sich ins Land hinein in eine grüne Grasnarbe kleidet und hauchen ihr kurzes Leben aus.

Manchmal aber gleicht das Meer, wenn der Südwest stürmisch darüber hinläuft, einem dämonischen Tier, auf dessen dunkelgrünem Körper weiße Häupter tanzen, die wie die Mähne wilder Rosse wallen. Brechen die Sonnenstrahlen durch dunkle, dahinstürmende Wolken, dann färbt sich der Leib des Meerungeheuers grün. Es scheint Tausende von Rachen zu öffnen, die gierig nach Beute schnappen. Alle Farbennuancen stehen dem Meere zu Gebote, denn es spiegelt des Himmels und der Wolken Farbenreichtum wider. Es kann in der Sonne in ein Goldgewand und im Mondlicht in ein silbernes Kleid gehüllt sein. Es kann so schön und lieblich scheinen, daß im Vergleich mit dieser Schönheit alles andere verblaßt. Es kann aber auch furienhaft wild dahinrasen, Tod und Verderben mit sich bringend. Das Meer, mit dem Winde vermählt, von Sonne, Mond und Sternen bewacht, gleicht einmal einem süß schlummernden Kinde und dann wieder einem rasenden Berserker, der Land und Leute zu verschlingen und zu vernichten droht.

Seit 1939 habe ich es nicht mehr gesehen. Sehnsuchtsvoll schaue ich in die Weite, ob ich es nicht doch in der Ferne erblicken könnte, aber keine Welle läßt sich sehen, keine Möwe kreischt und vergebens sehne ich mich nach Salzwasser und Tanggeruch.

Aber auch die weitere Umgebung unserer Hospital-Insel war nicht arm an Reizen. Zur Stadt hin, verbunden mit ihr durch eine kurze Holzbrücke, die später durch eine aus Stein ersetzt wurde, lag das Fischerdorf Torri, das in meinen Kindertagen neben einigen villenartigen Häusern, eine Reihe strohgedeckter Fischerhütten aufwies, deren Außenwände mit Teer gestrichen waren, die unter der Wirkung der heißen sommerlichen Sonnenstrahlen einen scharfen Duft ausströmten.

Knorrige Gestalten, die in ihren jungen Jahren meist als Seefahrer weit in der Welt herumgekommen waren und nun dem Fischerhandwerk nachgingen, bevölkerten es. Da waren der alte ehrwürdige Kapitän Tomson, ein, wie er sagte, abgemusterter Seebär, Kapitän Ling, der behauptete, er kenne den Indischen Ozean besser als seine Westentasche, der weißhaarige Kapitän Berg, seinen Erzählungen nach ein weitgereister Seefahrer, jedoch genannt der Rinnsteinbummler, die beiden erprobten Lotsen Melkert und Johannsohn, der einstige Oberbootsmann Berendson und andere, die ihre Pfeifen mit Knaster füllten und wie rußige Schornsteine qualmten oder schwere Zigarren rauchten oder aber ihren Priem kauten und kunstgerecht durch gespitzte Lippen in kühnem Bogen ausspien. Mit Hochachtung blickte ich zu diesen Männern empor, die wunderbare Geschichten erzählen konnten, und deren Erlebnisse, je länger sie selber landsässig geworden und ihren Seemannsberuf an den Haken gehängt hatten, immer phantastischer und interessanter wurden.

Über den Hauptarm der Peddust führte eine Brücke, die gute 300 Meter lang sein mochte und sieben Durchlaßöffnungen aufwies, durch die sich im Frühling nach schneereichen Wintern das ins Meer strömende Schmelzwasser in rauschenden, schmutzigen Wirbeln ergoß, große und kleine Eisschollen mit sich schleppten. Die an die Brücke sich anschließende Straße führte am Lodeschen Wald vorüber, der prächtige Eichen und andere schön gewachsene Laubbäume aufwies. An seiner Südspitze lag ein kleiner, träumender Tannenforst.

Die Vogelwiek mit ihrem großen Reichtum an wilden Gänsen, Enten und Tauchern, die große Wiek mit ihrem schier unerschöpflichen heilkräftigem Schlamm und das landwirtschaftlich reizvolle Gut Kellamägi, zu dem am Nordrande der Stadt die vom Grafen de la Gardie erbaute Brücke führte, rundeten das Bild ab.

Der neue Romasaarhafen war damals noch nicht angelegt, der alte, am Lodewald gelegene, stark versandet, so daß die Reisenden, die mit dem Dampfer aus Petersburg, Reval und Riga zur Kur, Geschäfts- oder Vergnügungszwecken meine Heimatstadt besuchten, von der Reede, auf der die großen Schiffe vor Anker gehen mußten, von dem kleinen flach gehenden Dampfer „Constance“ abgeholt wurden, der im Torrihafen beheimatet war.

Unbeschreiblich schön erschien mir in den Kindertagen mein Jugendland. Und noch schöner erscheint es mir heute in der Erinnerung. Es war ein herrliches Dasein. Denn noch herrschte die wunderbare Zeit, in der der „Saks“ (der Deutsche) unbestrittener Herr im Baltenlande war, in dem wir Deutschen eine privilegierte Oberschicht darstellten.

Der Elementarschüler

Es war ein tiefer Eingriff in mein goldenes, unbeschwertes Kinderleben, als am ersten September 1887 mein regelmäßiger Unterricht in einem kleinen Privatkreise seinen Anfang nahm. Sechs schwere Wochen kämpfte ich erbittert mit den ersten Seiten meiner Fibel, dann aber war der Bann gebrochen. Ich konnte nicht nur die Buchstaben verhältnismäßig schnell zu Worten zusammenschweißen, ich begriff auch, was ich las und empfand Freude an den erworbenen Kenntnissen und begann meinen Gesichtskreis zu erweitern. Mit Begeisterung warf ich mich auf die Lektüre meiner Fibel, deren Stoff schon bald erschöpft war. Dann aber erschloß sich mir die Märchenwelt. „Max und Moritz“, die der Weihnachtsmann brachte, wurden die Quellen frohen Entzückens. Zum Geburtstag folgte ein Büchlein ausgewählter Märchen. Die bösen Stiefmütter und Hexen wurden verabscheut, Prinzessinnen, gute Feen und ähnliche liebliche Wesen tief ins Herz geschlossen. Als höchstes Schönheitsideal erschien mir „Schneewittchen“ und nahm meine Phantasie so gefangen, daß ich acht Jahre später meine erste Liebe unter

diesem Märchennamen verherrlichte. In dieses erste Schuljahr fällt mein gefühlsmäßig tiefstes religiöses Erlebnis – mein erster Kirchenbesuch am Weihnachtsabend 1887. Weihnachtsabend, Weihnachtsgottesdienst in der Arensburger St. Laurentius-Kirche! Der noch unentweiheten staunenden Kinderseele dünkt es, als ob Gott selbst in seiner unermeßlichen Liebe zu seinen Menschenkindern vom Himmelsdome niedergestiegen sei. Im Kirchenschiff und auf den Chören drängt sich in heiligem Eifer die festlich gekleidete und seelisch hochgestimmte Gemeinde mit weihnachtlichem Leuchten in den Augen. Zahllose Kerzen verbreiten einen feierlichen Glanz. Im hohen Altarraume streben zwei schönzweigige dunkelgrüne Tannen zur Decke, die, überstrahlt von hin und wieder leicht flackernden Kerzen, einen süßen Duft ausströmen. Die Orgel durchflutet mit innigen, von jubelnder Freude getragenen Tönen den Weiheraum. Die andächtige Gemeinde singt die frommen Gemüt entsprossenen Weihnachtslieder und Christnachtsweisen. Chorgesang gibt der Feier einen ganz besonders festlichen Charakter. Vom Altar verliest der ehrwürdige Geistliche, Oberpastor Lemm, selbst aufs tiefste von der Weihe der Stunde ergriffen, die ewig junge frohe Mär von der Geburt des Jesuskindes.

Ich habe traumbefangen und weltentrückt diese geheimnisvolle Wunderwelt mit ihren verheißungsvollen Worten und noch schöneren Klängen an mir vorüberziehen lassen und von ihnen so viel in mich aufgenommen, wie ich nur festhalten konnte. Sie haben Wohnung in mir gemacht und erfüllten mein kindliches Herz mit solcher Gewalt, daß es vor Wonne zu zerspringen drohte. In tiefster Seele erregt, trat ich mit der Menschenmenge hinaus in den sinkenden Wintertag, dessen Dunkel von unzähligen funkelnden Sternen erhellt wird . . . Da tönt vom Kirchturm Martin Luthers: „Vom Himmel hoch . . .“ Alles andere ist in ein wesenloses Nichts versunken, auch ich.

Wenn auf dem Hinwege zur Kirche, den wir im Dämmerlicht des sterbenden Wintertages über den Damm mit dem Ausblick auf das Meer und durch den in Schnee gehüllten Stadtpark und die Schloßstraße nahmen, mich die Schönheit der winterlichen Natur in ihren Bann geschlagen hatte, so war meine Seele auf dem Rückwege voll überirdischer Eindrücke, die auch unter dem im Lichterglanz strahlenden Weihnachtsbaum nicht welkten, sondern bei seinem Anblick neue Nahrung erhielten. Erst beim Genießen des guten Weihnachtssessens, das alle an diesem Tage üblichen heimatlichen Gerichte aufwies, und beim Vertilgen der Pfefferkuchen und anderer Leckereien kehrte ich wieder auf diese Erde zurück.

In meinem Charakter, so oberflächlich und leichtlebig er auch zu sein schien, waren tiefes religiöses Fühlen und Liebe zur Dichtkunst verankert.

Ich bin schon als Kind ein Gottsucher gewesen, ich habe als Jüngling mit den Fragen der Ewigkeit gerungen, als Mann habe ich das Forschen nach der göttlichen Wahrheit nicht eingestellt und nun am Rande des Greisenalters ist mir das Wort Gottes zur wertvollsten Lektüre geworden.

Und mein Hang zur Poesie?

Von der Stunde an, als ich als Achtjähriger in dunklen November- und Dezembertagen mit brennenden Augen den „Prärievogel“ von Murray las, bin ich das Gefühl der Liebe und Verehrung zum Buche nicht mehr losgeworden. Es hat wohl keine Art der Poesie, von der Indianergeschichte bis zum „Faust“ und vom Lehrgedicht bis zum zarresten Liebeslied, gegeben, mit der ich mich nicht beschäftigt hätte. Mein Vater schenkte mir zur Belohnung für meinen Leseifer zum Weihnachtsfest den „Lederstrumpf“ in der Hoffmannschen Ausgabe mit schönen Stahlstichen. Wie herrlich war es, wenn der dämmernde Wintertag sank, an den unteren Ästen des duftenden Weihnachtsbaumes einige Kerzen anzuzünden, einen Schemel heranzurücken und sich auf ihm in die Kämpfe zwischen dem bösen Magua und dem edlen Unkas zu vertiefen.

Der Herbst 1889 brachte mich in meiner Entwicklung mit einem Ruck um ein Beachtliches weiter: Ich begann zu schriftstellern. Wes mein Herz voll war, das mußte ich zu Papier bringen. Es war ein natürlicher, unwiderstehlicher Drang, der in meinem Inneren brandete und dem ich Folge leisten mußte. In den Perioden meines Lebens, in denen ich diesem Herzensbedürfnis, mich auszusprechen, folgen konnte, fühlte ich mich unbeschwert und froh. Lustgefühle und poetisches Schaffen sind eins – sie fördern das Leben. Wenn ich aber nicht die Muße hatte, diesem Drang zu folgen, war der normale Ablauf meines Innenlebens gehemmt. Unangenehme Nervenzustände, die häufig ein krankhaftes Gepräge annahmen, stellten sich ein und schwanden erst dann, wenn ich das, was mich bewegte, in Verse gebracht oder in Prosa mir von der Seele geschrieben hatte. Die Wahrheit des Dichterwortes (Heine):

„Erschaffend konnte ich genesen,
Erschaffend wurde ich gesund. . .“

habe ich an mir vielfach erfahren dürfen.

Am 17. Dezember 1889 fand meine Aufnahmeprüfung in die dritte Schulklasse der „Freitagschen Vorbereitungsschule für Knaben und Mädchen“ statt. Das Abgangszeugnis aus dieser Klasse gewährleistete die Aufnahme ins Gymnasium, welches in diesem bemerkenswerten Jahr russifiziert worden war.

Die Regierung Kaiser Alexanders III. bildete einen Wendepunkt in unserer baltischen Geschichte. Gewiß waren schon von Katharina der II. und Nikolai dem I. Angriffe auf unsere von Peter dem Großen beschworenen Privilegien unternommen worden, doch blieb unsere Evangelische Landeskirche geduldet. Die Amtssprache blieb deutsch, in Behörden und vor allem in der Schule hatte die Muttersprache noch ihr volles Heimatrecht. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre wurde sie durch die fanatische Teilnahme des Oberprukurörs des Heiligen Synods, Pobjedonoszeff, im Kampf des Panslavismus gegen uns aus dem öffentlichen Leben ausgemerzt. Nur in der Kirche und in der internen ritterschaftlichen Verwaltung blieb sie erhalten. Auch durften deutsche Zeitungen und Zeitschriften unter strenger Aufsicht der Zensur bestehen bleiben und auch neue herausgegeben werden.

Ich werde es nie vergessen, wie mein Vater, ein zarentreuer Untertan, an einem düsteren Herbsttage aufgereggt und erschüttert nach Hause kam und meiner Mutter sagte: „Unsere deutsche Sprache soll verboten werden. Wodurch haben wir das verschuldet? Aber sie werden uns nicht klein kriegen.“ Er konnte vor Erregung nicht zu Mittag essen, schloß sich in seine neben dem Speisezimmer liegende Apothekestube ein und ging mit laut hallenden Schritten viele Stunden ruhelos auf und ab. Nur langsam fand er sein inneres Gleichgewicht wieder. Das Bild Alexanders III. aber war stillschweigend aus unserem Wohnzimmer verschwunden. Nach Jahren sah ich es zufällig auf unserem Bodenraum wieder. Die Zarentreue meines Vaters war durch die Russifizierung nicht erschüttert worden, nur Alexander III. war für ihn persönlich abgetan.

Es war ein schöner, milder Wintertag, als meine Lehrerin, Frau Eichfuß, mich zur Prüfung zu Oberlehrer Freitag geleitete. Seine Lehranstalt befand sich in seinem eigenen Hause am Ende der Kaufstraße Nr. 20, gegenüber der Bürgermuße.

Oberlehrer Freitag, ein gebürtiger Rheinländer, war eine imposante Erscheinung. Seine hellen scharfen Augen blickten einem tief ins Herz. Er prüfte uns im Rechnen langsam, eingehend und gründlich. Ich erhielt das Prädikat „sehr gut“. Zum Abschied reichte er mir die Hand und sagte mir: „Du hast Deine Sache brav gemacht, Du rechest schnell und sicher“. Fräulein Drechsler prüfte mich in der Religion. Es war Ehrensache, in diesem Fach der Fächer ein „sehr gut“ zu erhalten. Das gelang mir dann auch. Auch im Deutschen verlief die Prüfung nach Wunsch.

Wie ein Triumphator kam ich nachhause, in der Mappe ein Zeugnis mit der Unterschrift Freitags, daß ich die Aufnahmeprüfung in die letzte Schulklasse seiner Schule in allen Fächern mit dem Urteil „sehr gut“ bestanden hatte.

Wieder war eine kurze Periode meines Lebens abgeschlossen; ich trat aus einem kleinen Kreis in einen weiteren, in eine richtige Schule.

Das Leben in der Freitagschen Schule trug ein anderes Gepräge, als das stille, abgeschlossene Treiben im kleinen Lehrkreis meiner lieben ersten Lehrerin. In drei Klassen gab es dort etwa fünfzig, ausschließlich deutsche, Knaben und Mädchen. Daneben bestand die Stadtelementarschule unter der Leitung des Seminarlehrers Reutz.

In der Freitagschen Schule herrschte eine gute Disziplin, die ohne unnötige Strenge durch die Autorität der Lehrer aufrechterhalten wurde. In dieser Klasse, der dritten, gab es schon ein recht reichhaltiges Programm. Die Unterrichtssprache war offiziell russisch, aber strikt durchgeführt wurde diese nur im Rechenunterricht. Wir erhielten sogar Unterricht in Latein. Gymnasiallehrer Michelsen führte uns in das Studium desselben ein. Ich genoß es sehr, in einem größeren Kreise gleichaltriger Knaben verkehren zu können. Das Lernen machte mir auch mehr Freude als früher.

Im Sommer 1890 kam ich zum erstenmal mit dem Kur- und Badeleben unserer Heimatstadt Arensburg in Berührung. Täglich besuchte ich die Konzerte der Kurkapelle, die mein Onkel Josef Unger dirigierte. Er stammte aus dem Städtchen Gottesgab in Böhmen und war in jungen Jahren nach Arensburg verschlagen worden. Ein tüchtiger Geiger, der auch noch andere Instrumente spielte. Er hatte es durch Strebsamkeit und Tüchtigkeit bis zum Dirigenten der Stadt- und Kurkapelle gebracht. Das bunte farbenprächtige Bild im Stadtpark zeigte mir eine andere Welt als ich sie für gewöhnlich auf unserer Hospital-Insel beobachten konnte, obwohl ich schon durch die Besuche unserer kleinen Kaltbadeanstalt – es waren 4 Badehäuser, die am Ende eines langen schmalen Brettersteiges in der Bucht ein bescheidenes Dasein führten – in flüchtige Berührung mit den angereisten Kurgästen gekommen war. Mehrere Hundert gut gekleidete Menschen, an Sonntagen mögen es wohl noch viel mehr gewesen sein, lauschten den Klängen der Kurkapelle, während eine große Schar großstädtisch gekleideter Kinder ihren Spielen auf dem zu diesem Zweck angelegten Platz nachgingen.

Das Nachmittagskonzert zerfiel in zwei Abteilungen, die durch eine längere Pause voneinander getrennt waren. In dieser Zeit strömte die Menge zum Strande, um einen Blick auf die prächtige Bucht zu werfen, auf der weiße Segel schimmerten und schnelle Ruderboote dahinschossen. Die meisten Kurgäste stammten aus den baltischen Provinzen, einige aber auch aus Rußland. Fremde slawische Laute schlugen an mein Ohr, östlicher Luxus zeigte mir ein fremdartiges Bild.

Bald sollte ich auch mit Kindern aus dieser unbekanntem Welt in nahe Berührung treten. Ein Knabe und ein Mädchen, beide aus Riga, wurden bald meine unzertrennlichen Kameraden. Sie waren um ein Jahr älter als ich und als Großstadtkinder mir in ihrer Entwicklung voraus. Als treffliche Spielgefährten schätzte ich sie sehr. Für das Mädchen fühlte ich eine ritterliche Verehrung. Sie erschien mir als Ausbund weiblicher Schönheit und Klugheit. Mein Verkehr mit meinen Vettern und Kusinen schloß in dieser Zeit fast ganz ein. Die neuen Freunde nahmen mich voll und ganz in Anspruch. Was sie mir von Riga, seinem großartigen Hafen, den reichen Geschäften und Konditoreien, der Pferdebahn, dem Wöhrmannschen Park, der feenhaften Straßenbeleuchtung und dem dünenreichen Rigaschen Strande erzählten, fesselte mich im hohen Maße. Dort hinter der lieblichen Arensburger Bucht, der schönen bewaldeten Insel Abro und dem weiten Rigaschen Meerbusen lag eine Zauberstadt: die große deutsche Stadt Riga. Als meine Spielgefährten aus Riga Anfang August Arensburg verließen, empfand ich den ersten tiefen Abschiedsschmerz. Erst zum Schulbeginn lebte ich wieder richtig auf.

Der Verkehr mit den Vettern und Kusinen und sonstigen Spielgefährten wurde wieder aufgenommen, alles kam in die alten Bahnen.

Im Kurpark gab es nach der verklungenen Saison statt Musik und froher Menschen nur noch sich entlaubende Bäume und einzelne melancholische Spaziergänger, die meistens zu bestimmter Stunde ihren Rundgang um die Festung machten.

Ich aber setzte mich stramm hinter meine Schulbücher. War doch die Weihnachtszensur entscheidend für die Aufnahme ins Gymnasium. Das Ergebnis meiner Büffelei fiel dann auch nach Wunsch aus. Als wir am Morgen des 21. Dezember unsere Zeugnisse in Empfang nahmen, hatte ich in Russisch und Latein „gut“, in allen übrigen Fächern „sehr gut“. Als bester Schüler durchschritt ich die Eingangspforte ins Gymnasium. Voller Stolz ging ich nach Hause durch einen trüben Dezembertag. Eine tiefe Freude erfüllte mein Herz: Ich war Gymnasiast.

Die Glückwünsche der Lehrer, besonders Oberlehrer Freitags Händedruck, haben mich mit großem Stolz erfüllt. Es war zu schön, der Erste zu sein! Und in drei Tagen war Weihnachten.

Als ich zuhause den Hof betrat, fiel mein Blick auf unsere Wetterfahne, die Nordwind zeigte: Weihnachtswetter im Anzug.

Beim Eintreten in den Haustür wehte mich aus der Küche ein Duft von Weihnachtsgemüse an. Ich trat in das Speisezimmer, wo meine Eltern mich empfingen. „Wie ist es Dir ergangen?“ fragten mich beide unisono. Wortlos entnahm ich mein Zeugnis der Mappe und überreichte es meinem Vater. Es gab eine kurze Stille, dann reichte der Vater der Mutter das Zeugnis, griff in seine Westentasche, der er einen Rubel entnahm und drückte mir das Geldstück in die Hand. Meine Mutter umarmte mich mit feuchten Augen. Die Schwester freute sich mit uns. Und dann speisten wir festlich.

Wie lebhaft sehe ich das alles noch heute nach 55 Jahren vor mir. Jede Einzelheit hat sich eingepreßt. Ich könnte das Bild unserer kleinen glücklichen Tafelrunde malen, wenn ich den Pinsel zu führen verstünde.

Ehe ich von dieser Periode meines Lebens Abschied nehme, muß ich auf einen Dichter hinweisen, dessen Werke mich von frühester Jugend beeinflusst haben, auf Wilhelm Busch, unseren unsterblichen lachenden Philosophen. Ich las ihn gern als Knabe, ich freute mich an ihm als Jüngling, ich schätzte ihn als Mann und beuge mich auch jetzt noch vor seiner Lebensweisheit. In diesen Tagen stieß ich auf folgende Buschsche Verse:

Die Selbstkritik hat viel für sich,
Gesetzt den Fall, ich tadle mich,
So hab ich erstens den Gewinn,
Daß ich so hübsch bescheiden bin;
Zum zweiten denken sich die Leut;
Der Mann ist lauter Redlichkeit;
Auch schnapp ich drittens diesen Bissen
Vorweg den andern Kritiküssen;
Und viertens hoff ich außerdem
auf Widerspruch, der mir genehm.
So kommt es denn zuletzt heraus,
Daß ich ein ganz famos Haus.

So philosophiert in schlichter Form, das eigene Ich und das seiner Mitmenschen unarmherzig sezierend, Wilhelm Busch.

Erst lächelte ich bei dieser Lektüre wohlgefällig. Dann aber ergriff mich die schocklose Aufdeckung des Selbstbetruges, den wir Sterbliche so gern üben, mit großer Gewalt. Wie in einem Spiegel sah ich mein eigenes unzulängliches Wesen. (28.8.1945)

2. Der Gymnasiast

a) Septima bis Quarta

Mit der Weihnachtszeit 1890 war ein schöner Abschnitt meines jungen Daseins zu Ende gegangen. Als Gymnasiast lernte ich das Leben von rauheren Seiten kennen.

Es war am 7. Januar 1891, als an einem dunklen kalten Morgen um 1/2 8 Uhr zwei verummte Jungen, ein größerer und ein kleinerer, durch den hoch aufgetürmten Schnee vom Landhospital zum Torridor sich durchkämpften. Voran schritt ein um sechs Jahre älterer Kamerad, Albert Berendson, den meine Eltern gebeten hatten, mich unter seinen Schutz zu nehmen.

Es war im Grunde genommen schaurig schön, am dunklen Morgen durch die menschenleeren, unbeleuchteten Straßen zum Gymnasium zu wandern, besonders, wenn wir bei gutem Wetter den Weg durch den Stadtpark nahmen. Die erste Stunde fand bei Kerzenlicht statt. Erst im Februar war diese Beleuchtung nicht mehr von Nöten.

Es war alles so ganz anders als in der Freitagschen Schule, in der die Behandlung der Schüler seitens der Lehrer einen familienhaften Charakter getragen hatte. Hier stieß ich auch zum ersten Male auf Schüler, die halbdeutschen oder estnischen Kreisen entstammten. Sie kamen aus der Stadtschule, der Reutzschen Schule.

Es wurde vieles anders, ganz anders. Die Russifizierung lief bereits auf vollen Touren. Jedoch erst im Herbst 1891 hatte sie, nach außen abgeschlossen, feste Formen angenommen; ein voller Erfolg ist ihr nicht zuteil geworden.

Mit Bangigkeit sahen die Eltern der Entwicklung des Schulwesens entgegen. Zu den russischen Gymnasien in unserem Lande hatten die bildungshungrigen Esten jetzt freien Zutritt. In den bisher deutschen Gymnasien waren die wenigen sie besuchenden Esten ohne Zwang germanisiert worden, d.h. sie hatten sich ohne Widerstand in den deutschen Kulturkreis aufnehmen lassen. Eine bewußte Germanisierungspolitik wurde von den Balten nie betrieben. Was wird die Schulreform bringen?

Wir baltischen Jungen sahen der kommenden Russifizierung mit Trotz und Neugier entgegen. Wir wußten, daß die Zahl der russischen Lehrer bald anschwellen und die einheimischen, die die Reichssprache nicht genügend beherrschten, in den Ruhestand versetzt werden würden. Eine Vergewaltigung stand uns bevor. Würden wir in dem uns aufgedrängten unausweichlichen Kampfe bestehen oder untergehen? Praktisch genommen galt es, allen sich einstellenden Schwierigkeiten zum Trotz, sich möglichst umfassende Kenntnisse im Russischen anzueignen, das Abitur zu bestehen, die akademische Laufbahn auf einer russischen Universität einzuschlagen und dabei doch gut baltisch zu bleiben. Diese Gedanken, die sich verschwommen und unklar bei uns Jungen einstellten, wurden uns von vernünftigen und weitschauenden Eltern klar vor die Augen gestellt und es sei gesagt, mit meist gutem Erfolg.

Für unsere weibliche Jugend, die in dieser Zeitspanne noch nicht im Kampf ums Dasein zu stehen brauchte, und für die eine Berufsfrage noch nicht brennend war, für sie war eine Ausbildung in der Reichssprache von geringerem Gewicht. Es bestand in Arensburg eine höhere Töchterschule, die aber nach der Russifizierung von Teilen der deutschen Bevölkerung gemieden wurde. Zur Ehe und Führung eines Hausstandes genügte auch deutscher Privatunterricht, der in kleineren Kreisen erteilt wurde. Der Landadel und die Pastorate konnten es sich erlauben, gut gebildete Gouvernanten für die heranwachsenden Töchter in Dienst zu stellen.

Dieser Status der Russifizierung hat sich bis 1906 erhalten. Dann trat eine Wende zu unseren Gunsten ein: Die russische Regierung war nach der Revolution 1905, die niedergeschlagen wurde, zu Zugeständnissen bereit. Wir durften wieder deutschsprachige Schulen eröffnen und deutsche Vereine gründen. Bis zum Weltkriege leuchte-

ten acht Jahre lang mildere Herbststerne über unserem völkischen Leben. Aber dann brach 1914 der erste Weltkrieg aus und es wurde wieder alles ganz anders.

Im Herbst 1891 wurden im Gymnasium Uniformen obligatorisch, die bei Schneidermeister Pichelbaum bestellt wurden. Beim Mützenmacher wurde die tellerförmige blaue Mütze mit den weißen Nahtstreifen erstanden. Über dem Lederschirm derselben zwei gekreuzte, aus weißem Metall hergestellte Lorbeerblätter, die die Buchstaben A. G. – Arensbürger Gymnasium – trugen.

Ein Ledergürtel mit einer vernickelten Messingschnalle und denselben Initialen umschloß die stramm anliegende schwarze Bluse, deren hochstehender Kragen einen Silberknopf trug. Die lange, schwarze Hose ließ uns größer erscheinen, als wir waren. Ein hellgrauer Mantel mit Silberknöpfen war für die kalte Jahreszeit vorgesehen. Die Uniform, man muß es zugeben, war schlicht und schmuck. Ich muß es offen gestehen, daß ich sie gerne getragen habe. Sie stellte alle, ob reich oder arm, ob hoch oder nieder, äußerlich auf eine soziale Stufe.

Mit vollem Eifer setzte ich mich zum Schulbeginn an meine russischen Lehrbücher und warf mich speziell auf das Studium des Lateinischen.

Den Lateinunterricht erteilte uns eine neue Lehrkraft, Herr Oksjonow, genannt Ochsenkopf, der russische Philologie und als Nebenfach klassische Sprachen studiert hatte, aber dem Athen und Rom Bücher mit sieben Siegeln geblieben waren und der vom Geist des Hellenismus nicht berührt war.

Da ich mich in seinen Stunden sehr gut benahm, aufmerksam war, eifrig lernte, wurde ich bald wider Willen sein erklärter Liebling. Russisch und Erdkunde erteilte der liebe Botscharnikow, Rechnen Oberlehrer Freitag, beide vertraute Gestalten noch von der Elementarschule her. Der Religionsunterricht war in den Händen von Pastor diac. Rinne gut aufgehoben. Schönschreiben und Zeichnen gab Baron Maydell – außer Oksjonow alle gute Lehrer, vorzügliche Pädagogen und noch bessere Menschen. Vom Gesangsunterricht, den Organist Griwing verabfolgte, war ich als völlig unmusikalisch befreit. Als Klassenbester bestand ich die Versetzungsprüfung. Die erste Stufe der Leiter war ehrenvoll erklommen. Ich wurde Sextaner. Aber andere Erlebnisse und Erfahrungen hatten in mein Leben viel tiefer eingegriffen, als die Versetzung aus der Septima in die Sexta. Die Konfirmation meiner Schwester.

Im Gotteshaus war jeder Platz im Kirchenschiff besetzt. Ich saß eingeeengt zwischen meinen Eltern. Fasziniert war ich von der Abendmahlsfeier, die mit der Beichtandlung begann. Der Oberpastor verstand es, seinen Beichtkindern ihren Seelenzustand plastisch zu schildern, auf die erlösende Kraft des Heilandes hinzuweisen und zur Lebenserneuerung aufzufordern. Er sprach den Bußfertigen die Vergebung zu, und kraft seines Amtes verhiess er ihnen den Eingang in das Reich des wahren Lebens. Seine Machtbefugnis war also viel größer als die der irdischen Könige und Gewaltigen. Er konnte die gequälten Gewissen entlasten und den Weg zum Himmel öffnen. Die Sonne neigte sich tief gegen Westen, als wir schweigend aus dem Gotteshaus traten. Die Luft war voll keuscher Reine und erfüllt mit einer solchen Klarheit, wie sie nur in unserer Heimat angetroffen wird.

Im Stadtpark, dessen Bäume an ihren Zweigen schüchterne, noch ganz unentwickelte Knospen aufwiesen, hörte man das friedevolle Flöten der Stare. Über dem blaßblauen Frühjahrsmeer kreischten die ersten Möwen. Der Wind war eingeschlafen. Ich schritt wie im Traum dahin. Verkünder des Evangeliums zu werden, das wäre etwas Schönes und Großes, etwas, das in die Ewigkeit hineinragte. Das wäre etwas viel Höheres, als meine Ideale, die ich bisher bezüglich meines zukünftigen Berufes gehegt hatte und die sich in letzter Zeit verstiegen hatten bis zum Ehrenamt eines Yachtclubkommodores, bis zum Posten des Direktors einer deutschen Schule oder sogar bis zur lorbeerge-

schmückten Würde eines deutschen Dichters, bekannt, soweit die deutsche Sprache klingt. Ich horchte auf die süßen, mir wesensnahen Stimmen in der zaghaft erwachenden Natur, die auch ihren Ursprung in Gott hatten, aber die doch völlig anders klangen als die himmlischen Harmonien, denen meine Seele soeben im Gotteshause anbetend gelauscht hatte. Herrlich müßte es sein, ein Verkünder der Versöhnung zwischen dem heiligen Gott und dem sündigen Menschen zu werden! Aber ich war mit tausend Banden an diese schöne Erde mit ihrer Freude und Lust gefesselt. Ich liebte ihr volles pulsierendes Leben, und doch tönte in meinem Herzen auch eine andere Stimme, die mich in die weltferne Ewigkeit lockte. Ein Zwiespalt, eine Disharmonie erfüllte im schweren Widerstreit der Gefühle meine von Erdenlust durchbebte Brust mit Zaghafigkeit und Furcht.

Am Tage der Versetzung in die Sexta, ehe wir das Schulgebäude verließen, wandte sich der Primaner Waldemar Lorenzen freundlich an uns brühwarme Sextaner, gratulierte uns zur Versetzung und fragte beiläufig, ob wir alle schwimmen könnten. Drei meiner Klassenkameraden – Karl Pielberg, Eugen Müller, Peter Martinson und ich antworteten der Wahrheit gemäß verneinend. Als wir uns auf dem Heimwege befanden, wandten sich Lorenzen und sein Klassenkamerad Albert von Buxhoeveden nochmals unerwartet an uns und forderten uns zu unserem Erstaunen und großen Freude zu einer Ruderpartie am Nachmittage auf. Sie erteilten mir ein warmes Lob, als ich ihnen sagte, daß ich gut zu rudern verstünde. Pünktlich um drei Uhr fanden wir uns am Hafen ein. Als wir uns ein tüchtiges Stück von der Brücke entfernt hatten, wurde Anker geworfen. Lorenzen und Buxhoeveden rauchten kunstgerecht Zigaretten und plauderten sehr kameradschaftlich mit uns. Dann meinte Buxhoeveden, daß das Wetter prächtig und das Wasser genügend warm wäre, um ein erquickendes Bad zu nehmen. Er und Lorenzen entkleideten sich und forderten uns auf, ihrem Beispiel zu folgen. Wir erklärten, daß das Wasser hier, wo wir ankerten, für uns viel zu tief sei. Wir hätten immer nur vom Ufer aus in seichtem Wasser gebadet. „Sextaner und Uferplanscher, das gibt es bei uns nicht“, erklärte Lorenzen in verächtlichem Ton. „Die Hosen herunter, oder es setzt Prügel.“

Die gemütliche Stimmung hatte sich momentan geändert und einer gerechten Empörung Platz gemacht. Aber was konnten wir kleinen Sextaner tun, wir mußten der Gewalt weichen. Wir entkleideten uns mit Wut und auch Angst im Herzen.

„Martinson und Gundalin, ich zähle nun bis drei, bei drei müßt ihr über Bord gesprungen sein“, kommandierte Buxhoeveden.

Martinson sprang. Ich zauderte einen Augenblick, dann folgte ich seinem mutigen Beispiel. Das Wasser schoß mir in Mund und Nase. Instinktiv arbeitete ich mit Händen und Füßen verzweifelt paddelnd, und blieb oben. Als ich aufblickte, schwamm Buxhoeveden neben mir. „Versuch zum Boot zu schwimmen!“ munterte er mich auf. „Habe keine Furcht! Ich passe schon auf, daß dir nichts geschieht.“ Ich gelangte zum Boot, ebenso erging es Martinson, den Lorenzen betreute. Wir durften an Bord klettern und uns ankleiden. Darauf kam die Reihe an Müller und Pielberg. Letzterer wurde, da er nach „drei“ sich noch im Boot befand, einfach ins Wasser geworfen.

Im Verlauf einer Woche hatten wir ein ganz sicheres, wenn auch stilwidriges Schwimmen erlernt. So war die Erziehung in unserem damals noch baltischen Geist atmenden Gymnasium rauh aber kameradschaftlich.

Die Sexta brachte uns ein neues Siegel der Russifizierung: Wir erhielten Schülersausweise, die nahezu hundert Paragraphen enthielten, wie unser Betragen im Schulgebäude und in der Öffentlichkeit behandelten.

§ 1 gebot, daß man seine Majestät, den Kaiser aller Reussen, in Ehrfurcht zu grüßen hat, der letzte § lautete: „In den Schulräumen darf man sich nur der russischen Sprache

bedienen. Zuwiderhandelnde werden streng bestraft.“ Mit diesem Verbot des Gebrauchs der Muttersprache im Verkehr mit den zu 90% deutsch sprechenden Kameraden begann ein zäher Kampf zwischen Schülern und Lehrern, in dem wir trotz harter Strafen schließlich doch die Oberhand behielten.

In dieses Schuljahr fällt noch ein Ereignis, das fest in meiner Erinnerung verankert ruht – „Der Galoschenkrieg“.

Der Lehrer der französischen Sprache, Georg Favre, hatte die löbliche Angewohnheit, daß er, wenn er in der großen Pause, die 25 Minuten dauerte, die Aufsicht hatte, alle Schüler auch bei schlechtester Witterung auf den Schulhof trieb, um dann in aller Ruhe im Lehrerzimmer seinen Tee zu trinken. An einem sonnigen, aber sehr kalten Februartage faßten wir Sextaner den Plan, einzeln und unbemerkt in die Klasse zurückzukehren. Das gelang. Froh, der durchdringenden Kälte entronnen zu sein, ergriff Alfred von Wardenburg einen unordentlich im Korridor liegenden Gummiüberschuh Pielbergs und warf ihn seinem Besitzer ziemlich unsanft an den Kopf. Der ergriff von Wardenburgs Galoschen und ließ sie ihm um die Ohren sausen. In der nächsten Minute hatten sich zwei Parteien gebildet. Es wurde mit Erbitterung gekämpft. Ich hielt treu zu Wardenburg und warf Pielberg über den Haufen. In dieses Getümmel erklang schlagartig der Ruf: „Gefahr im Anzuge“. Favre, angelockt durch den Lärm, nahte mit Riesenschritten. Wir stürmten auf unsere Plätze und erstarrten zu Salzsäulen. Ein verspätetes Geschloß, geschleudert von der Hand des Waldemar Eichfuß, traf unglücklicherweise unser streng behütetes Klassenbuch, das Heiligtum und offizielle Wahrzeichen der Sexta; es flog pietätlos an die Wand und nahm sichtlich Schaden.

Die sofort einsetzende Untersuchung ermittelte die Hauptschuldigen. Wir erklärten uns jedoch alle für schuldig und wurden zu sechs Stunden Nachsitzen an zwei Sonntagen von 12–15 Uhr verurteilt. Wir saßen aber nur an einem Sonntag und wurden dann von unserem Direktor begnadigt.

Die Quinta brachte eine Reihe neuer Fächer, darunter auch die Geschichte Rußlands. Unser Geschichtsbuch war das mißere Produkt eines billigen russischen chauvinistischen Hurra-Patrioten, der als Slawophiler und Deutschenfresser bekannt war. Die Tendenz des Buches stieß uns teilweise ab, teilweise erschien sie uns naiv und lächerlich. Auch hatten wir kein Interesse an der Entwicklung und dem Geschick des Staates, dessen Regierung uns mit allen Mitteln zu vergewaltigen drohte. Wir nahmen dieses Fach als fatale Notwendigkeit hin.

Katastrophal gestaltete sich aber der Anfangsunterricht im Griechischen. Der Lehramtskandidat Alexandrow war ein gelehrter, aber sehr kurzsichtiger Jüngling. Er konnte in unserer Klasse nicht die geringste Autorität erringen. In seinen Stunden trieb ein jeder was er wollte. Ich wollte mit allem Ernst im Griechischen etwas leisten. Aber sein Unterricht verhallte im Klassenlärm. Er erkannte meinen guten Willen und überschüttete mich mit guten Noten. Ich wurde mit der Zensur „ausgezeichnet“ in die Quarta versetzt und hatte doch nur sehr geringe Kenntnisse. Die meisten Kameraden, die sich noch weniger Griechisch angeeignet hatten als ich, nahmen in den Sommerferien Privatunterricht, um ein festes Fundament unter den Füßen zu haben. Als ich mit demselben Ansinnen an meinen Vater herantrat, lehnte er es ab, da ich ja eine ganz hohe Attestation erhalten hatte. Er konnte sich nicht vorstellen, wie minimal meine Kenntnisse waren. Nachfolger des Lehrers Alexandrow wurde Oberlehrer Igel. Mit Recht hielt er nichts von meinen griechischen Kenntnissen. Zudem sah er in mir nur einen beschränkten Büffler, der sich nur mechanisch oberflächliche Kenntnisse aneignen könnte. Er ahnte nicht, wie schwerfällig meine Wesensart war. Wenn er mich aufrief und seine knappen aber klaren Fragen stellte, konnte ich, infolge innerer Unsicherheit, fast nie eine exakte Antwort geben. Das Resultat war, daß ich im Griechischen

ein Nachexamen erhielt, worauf mein Vater beschloß, da es ein Jahr voller Krankheit und Mißerfolge gewesen war, mich noch ein Jahr in der Quarta zu lassen.

Das zweite Jahr in der Quarta war ein für mich wenig bemerkenswertes Jahr. Im ersten Quartal wurde ich der beste Schüler der Klasse, das Griechische machte mir keine Schwierigkeiten mehr. Ich wurde in die Tertia versetzt. Die halbe Leiter war erklommen. Mein alter Ruhm, ein guter Schüler zu sein, umstrahlte mich wieder zur Freude der Meinigen.

Bevor ich mit dem nächsten Abschnitt meines Schullebens beginne, möchte ich einige Vereine erwähnen, die damals in Arensburg bestanden und die durch ihre Aktivität das Leben der Stadt mitgestalteten.

Der Arensburger Yachtclub

Obwohl wir unseren Spielyachtclub besaßen, vielleicht aber auch gerade deswegen, war unser Interesse am wirklichen Club und besonders an den spannenden Regatten sehr groß. Sobald eine solche stattfand, waren wir schon lange vor Beginn derselben im Hafen, beobachteten die Vorbereitungen und verfolgten mit gespanntem Interesse den Verlauf der Wettfahrt.

Im Sommer 1893 wurde mir ein großes Glück zuteil. Zu einer Regatta, die um 4 Uhr nachmittags ihren Anfang nehmen sollte, hatte ich mich schon gleich nach dem Mittagessen im Clubgebäude eingefunden. Der alte Kapitän Tomson hatte die Aufgabe erhalten, mit einem Clubboot hinauszusegeln und mit diesem, vor Anker liegend, den einen Winkelpunkt eines Dreiecks zu bilden. Kapitän Tomson verlangte von dem Brückenwart Krull einen Jungen zur Bedienung der Klüverschote. Aber von den zünftigen Junioren war noch niemand erschienen. Ich faßte mir ein Herz und bot meine Dienste an, die er annahm.

Um 1/2 3 stachen wir in See, um 4 Uhr hatten wir den richtigen Punkt ausgemacht und erreicht, gingen vor Anker und bargen unsere Segel. Als wir damit fertig geworden waren, sah man auch schon die weißen Segel in der Ferne auftauchen. An der Spitze lag der „Delphin“ des Clubsekretären Fließ und der „Greif“ des Herrn Jaser. Dann folgte in einem gewissen Abstand die „Njesabudka“ (Vergißmeinnicht) des Herrn Beikow, eines sehr interessanten jungen Mannes aus Petersburg. Und dann huschte heran der Favorit „Ewald“ mit Schneidermeister Pichelbaum am Steuer. Die anderen Teilnehmer kamen als Preisträger nicht mehr in Frage.

Sobald das letzte Boot uns passiert hatte, setzten wir Segel, nahmen unseren Kurs hart am Winde heimwärts und beobachteten die um den Sieg kämpfenden Yachten.

Aber nicht weniger schön, wenn auch ganz andersartig, war das Bild, das sich beim Blick auf unser Städtchen meinen Augen bot.

Über den dicht belaubten Festungswall schaute das altersgraue Schloß mit den beiden Türmen zur blauen See hinaus und ins grünende Land hinein. Die Strandpromenade umgab Schloß und Festungswall mit einem blühenden Kranz. Der Turm der Stadtkirche deutete nach oben, als wollte er uns mahnen: Vergiß über der Erdschöne den Himmel nicht! An die massigen Gebäude der Wildenbergischen Fabrik mit dem schlanken Schornstein schloß sich die malerische Vorstadt Torri. Von der Hospital-Insel schimmerte das hellgestrichene Krankenhaus herüber, umrahmt und überragt von einzelnen hohen Bäumen. Die langsam sinkende Sonne tauchte die Stadt und ihre Umgebung in leuchtendes Gold, während über dem Meer und der Insel Abro sich der hellgraue Himmel schwermütig wölbte. Ich war tief ergriffen von dem lieblichen Anblick, der sich dem schönheitstrunkenen Auge bot. Ich habe dieses Bild noch vielmals zu allen Jahreszeiten und zu den verschiedensten Tages- und Nachtstunden bei mannigfaltigster Beleuchtung in mich aufnehmen dürfen. Immer war es verschiedenartig, aber

immer schön. Zum letzten Male bot sich dieser unvergeßliche Anblick mir von Bord des „Adler“, der uns am 20. Oktober 1939 nach Deutschland brachte.

Der im Jahre 1891 gegründete Yachtclub hatte einen gewaltigen Aufschwung genommen. Eine ganze Reihe neuer Yachten wurden gebaut, von denen zwei in meiner Erinnerung eine wichtige Rolle spielten: Die „Una“ des Dr. med. Albert Baron Sass und der „Adler“ des Schneidermeisters Pichelbaum. Ich gehörte eine Reihe von Jahren zu der Mannschaft auf der „Una“. Als Dr. Sass aus Zeitmangel nur noch selten segeln konnte, wechselte ich zum „Adler“ über, der täglich zwischen 5 und 8 Uhr abends die Bucht durchfurchte.

Die Liedertafel und der Gesangverein

Es gab Liedertafel-Konzerte großen Stils mit reichhaltigen Programmen. Besonders zeichnete sich dabei ein Männerquartett aus, das zu Beginn der Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts im Baltikum mit großem Erfolg gastiert hatte, — Louis Favre 1. Tenor, Richard Markus 2. Tenor, Waldemar Karstens 1. Baß und Ernst Doll 2. Baß. Sie sangen deutsche und schwedische Lieder und ernteten rauschenden Beifall.

In der Liedertafel wirkten nicht nur Deutsche mit, auch stimmbegabte Esten und Russen, die deutsch konnten, waren, wenn auch in geringer Zahl, Mitglieder dieses Kreises, der die Pflege des Deutschen Liedes zu seiner Hauptaufgabe gemacht hatte. Der Gesangverein dagegen, ein gemischter Chor, rekrutierte sich nur aus deutschen Kreisen und leistete unter der Leitung von Musikdirektor Griwing Ersprießliches. Meine Vaterstadt ist geistig immer auf der Höhe gewesen. Auch das Liebhaber-Theater, das wohl meist der leichten Muse, dem Lustspiel, diente, war nicht übel. Schüler unserer Prima und Selektta führten vorbildlich „Minna von Barnhelm“ und anderes auf. In jedem Winter gab es eine Reihe von Veranstaltungen, die im Wochenblatt entsprechend gewürdigt wurden. Das gesellige Leben fing an mit den Maskenbällen zu Martini, wurde in der Passionszeit unterbrochen, flammte im Sommer zur Kur- und Badesaison mächtig auf und schlief dann ein, um mit dem Martinstage von neuem zu beginnen.

Die Arensburger freiwillige Feuerwehr

Ebenso wie die Liedertafel, ist auch die freiwillige Feuerwehr eine Schöpfung des Oberlehrers Georg Favre, eines Pädagogen aus der französischen Schweiz, den das Schicksal in jungen Jahren auf unsere Heimatinsel geführt hatte, und der hier aus innerem Tatendrang und echtem Verantwortungsgefühl für die Allgemeinheit wirkte. Damals bestand die Feuerwehr zu 80% aus Esten, das Präsidium aber war deutsch, ebenso auch die Kommandosprache. Erst mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges ist sie ein rein estnischer Verein geworden. Alljährlich fand am Johannistage ein Ausflug nach Lode statt. Voran das Musikchor! Ihm folgte das Präsidium, an der Spitze der Präses. „Papa Wilde“, unser beliebter und unvergeßlicher Deutschlehrer Wilde von Wildemann. Dann stolzierte vor der ersten Kolonne in drei Schritt Abstand von ihr der Hauptmann. Es folgten noch zwei Kolonnen. Die Helme blitzen, die Uniformen schimmern vor Sauberkeit. Wohl zweihundert Mann stampfen bei den Klängen eines schneidigen Marsches den Straßenstaub. Es folgt eine große Menschenmenge, auch wir Schüler fehlen nicht. In Lode gibt es für die Mitglieder und ihre Gäste viel Kaffee mit Gebäck und Kuchen und noch viel mehr Bier und Schnaps mit dem dazu gehörenden Imbiß.

Die Stimmung steigt, es wird getanzt, wenn auch mit wenig Geschick. Ein Bretterboden ist zu diesem Zweck errichtet worden, da es sich auf dem Rasen zu schwer walzt.

Um 6.00 Uhr abends — die sich allmählich entwickelnde Trunkenheit hat zu der Zeit ihren Höhepunkt erreicht — hält Brandmeister Hopmann, Ältermann der Schorn-

steinfegerzunft, seine stets sehr umjubelte Festrede, die für ihn Jahr für Jahr mein Großonkel Alexander Freundlich, Töpfermeister und Stadtbaumeister der Stadt Arensburg, abfaßt. Diese Rede besteht aus einem Hauptteil, in dem bravem Bürgersinn das Wort geredet wird, und schließt meistens mit sehr derbem Humor, der nicht für zartfühlende Seelen bestimmt ist. 1896 lautete der Schluß der Ansprache ungefähr folgendermaßen: „So ist sich die Arensburger freiwillige Feuerwehr ihrer hohen Aufgabe, Eigentum und Leben ihrer Mitbürger von der vernichtenden Gewalt des Feuers zu schützen, stets bewußt gewesen und auch heute bewußt. Wir löschen in vollem Pflichtbewußtsein jedes Feuer und jeden Brand, sei es zur Tag- oder Nachtzeit; wir löschen aber noch mehr — so auch den Durst unserer trockenen Kehlen. Wir sind aber auch stets bereit, das Feuer junger Frauen und Mädchen zu löschen . . .“ Soweit war der Brandmeister gekommen, als lauter Beifallsjubel ausbrach.

Um 1/2 9 Uhr abends sammelten sich alle zum Rückmarsch. Aber die stattlichen Kolonnen waren zusammengeschmolzen. Das Präsidium hatte es vorgezogen, sich in bequemen Mietkutschen nach Hause zu begeben. Nur der Hauptmann und der Fahnen-träger marschierten, hochrot im Gesicht aber mit ausgeprägt festem Schritt, voran und vielleicht noch hundert Mann folgten ihnen in wankender Ordnung.

Auf mich hatte dieses Volksfest einen wenig sympathischen Eindruck gemacht. Es war für mein Empfinden zu vulgär und undeutsch hergegangen. Unsere Generation stand schon im bewußten Kampf ums Volkstum und ahnte dumpf, was und wie es kommen würde.

Besonders freundlicher Natur dagegen sind die Erinnerungen an frühe Morgenspaziergänge mit meinem Vater nach Lode. Mein Vater war ein großer Naturfreund, Jäger und Fischer. Ich hatte für diese Dinge nur wenig Interesse. Mir war das Rauschen in den Wipfeln der prächtigen Bäume viel wertvoller und bedeutsamer, als die schönsten Steinpilze, und ich lauschte lieber dem Singen der Vögel, als mich in den Arzneiwert der Baldrianwurzel einweihen zu lassen. Es war für meinen Vater eine große Enttäuschung, daß ich bei aller Liebe zur Natur ihrer Erkenntnis wenig Verständnis entgegenbrachte, indem ich aus ihr ein poetisches Traumreich machte, das zur Wirklichkeit nicht in Beziehung stand. Auch zum Jäger und Fischer eignete ich mich nicht. Mein erster Jagdversuch war ein vollkommener Fehlschlag. In dieser Beziehung habe ich, wie gesagt, meinen Vater sehr enttäuschen müssen, und er hätte mich wohl für einen rettungslos verträumten Bücherwurm gehalten, wenn ich nicht ein begeisterter Sportler gewesen wäre, der er auch war.

Schöne Zeit jugendlicher Spiele und unschuldiger Vergnügungen, du liegst hinter mir in einer verblässenden, doch immer noch lebendigen Ferne — Paradies der Kindheit, verloren, aber nicht vergessen! (13.11.1945)

b) Tertia bis Selektta

Dahin waren die Knabenjahre! Aus ihnen wurde der Sport hinübergerettet. Die Schule und ihre Angelegenheiten traten zurück, denn eine neue erschütternde Größe war in unser aller Leben getreten — das andere Geschlecht, dem wir in unseren Jünglingsjahren tiefste Verehrung entgegenbrachten.

Die kindlichen Indianererzählungen, die, angeregt durch Karl May, meiner Feder entsprungen waren, halte ich jetzt für blühenden Unsinn. Was sollte mir denn auch eine Indianergeschichte? Ich schrieb nur Gedichte, Gedichte . . .

Wie war es zu diesen lyrischen Eruptionen gekommen?

Es ist der Namenstag Kaiser Nicolais II. Aus diesem Anlaß findet kein Unterricht statt. Am Nachmittage begeben sich zu einer Tante, in deren Haus ich oft verkehre, um mit meinen drei Cousins zu scherzen. Es dunkelt schon, als ich ins Wohnzimmer trete. Ein weicher Lichtschimmer gießt seine magische Welle aus. Eine bewegte Mäd-

chengruppe bietet sich meinem Blick: meine Cousinen plaudern lebhaft mit einer Schulkameradin, die wirklich schön ist: blauschwarzes, reiches Haar, eine kleine feine Nase, rote, hübsch geschwungene Lippen, frische Farben, lebhaft blaue Augen. Ihre Gestalt ist ebenmäßig geformt, ihre Bewegungen leicht und elastisch. Ich starre mit meinen kurzsichtigen Augen wie verzaubert auf das schöne Geschöpf, das mir wie ein Weltwunder erscheint. Wie geblendet ruht mein Auge auf ihr. Also so etwas gibt es auf der Welt. So viel Schönheit konzentriert in einer Person.

Ich wurde ihr als „unser Vetter“ vorgestellt. Mir war so beklommen ums Herz, daß ich nicht zum Kaffee blieb, sondern unter dem Vorwand, noch lernen zu müssen, mich bald entfernte. Meine Seele war voll unklarer Wünsche. Ich ging im Dunkeln durch die entblätterte Kastanienallee und lenkte meine Schritte zur Strandpromenade. Es war kühl und still. Ein dunkles Grau umschloß Himmel und Erde. Eserfüllte meine Seele mit geheimnisvollem Schaudern und unverständlicher Sehnsucht. Als ich mich schließlich, zu Hause angekommen, an meine lateinische Grammatik machte, strahlte mich aus den langweiligen Blättern ihr schönes Antlitz an. Wie von einer unsichtbaren Macht erfaßt, griff ich zur Feder und schrieb mit brennenden Wangen mein erstes Gedicht, inspiriert durch die große Schönheit eines Mädchens. Jedoch nicht dieses Erlebnis führte dazu, daß das Schulergehen für mich nur noch eine sekundäre Rolle spielte. In diesem für mich unvergeßlichen Jahre erlebte ich in meinem 17. Lebensjahr meine erste Liebe, meine große, reine, ganz ideale Liebe. Gewiß hatte ich auch schon früher eine gewisse Sympathie für Mädchen empfunden, aber nun sollte ich etwas früher nie Empfundenes und auch nachher nie mehr Gefühltes erleben – Eros in seiner ganzen süßen und doch so qualvollen Wonne.

Es war am 15. Januar 1897. Der Betrieb auf unserer Schlittschuhbahn im Salonclub Koppel lief auf vollen Touren. Über 80 hohe grüne Weihnachtsbäume schmückten den Umfassungswall aus Schnee, weitere 20 zierten den Mittelwall, der den oval angelegten geräumigen Platz in zwei Hälften, die an den Enden zusammenflossen, teilte. Zwei schöne Lauben aus Tannenzweigen mit Bänken versehen, dienten zu Erholung und Aufenthalt. Die jungen Gymnasiasten forderten dort, höflich die Mütze ziehend, ihre Herzensdame zum gemeinsamen Laufen auf. Ältere, gesellschaftlich schon fest im Sattel sitzende und im Kurmachen erfahrene Jünglinge, saßen neben ihren Auserwählten, meist dem Backfischalter entronnenen jungen Damen und trieben mit ihnen Kurzweil.

Ich hielt es für richtig, mich von meinen Kameraden, die sich auf der Eisbahn mit ihren Mädchen trafen, nicht ganz abzusondern. Hier bot sich die einzige Möglichkeit eines legalen und ungestörten Zusammenseins außerhalb der elterlichen Häuser. Die Kälte und das glatte Eis nötigten unbeliebte Anstandsdamen meistens recht bald den Schauplatz ihrer nur wenig geschätzten Tätigkeit zu räumen. Ich hatte noch keine Dame, der ich mit Schlittschuhanschnallen dienen konnte und die an meiner Hand übers Eis geschwebt wäre. Die Mädchen, die mir gefielen, hatten schon ihre Kavaliere. Ich umkreiste daher meist allein die Bahn, natürlich tief unbefriedigt, die Brust voll hoffnungsvoller Ahnungen und erwartungsvollem Sehnen. Aber dann geschah es.

Es sind seitdem 50 Jahre vergangen. Ich schließe die Augen und alles steht vor mir, als ob es eben geschehen wäre. Ich bin fest überzeugt davon, daß es Ereignisse gibt, die unserem Werdegang und unserem Wesen ein bestimmtes Gepräge geben. Wie schwer aber ist es, das, was zutiefst im Gefühl verankert war und ist, in Worte zu fassen, die aus dem innersten Grunde des Herzens kommen und auch zu Herzen gehen sollen.

So werde ich dann nach Möglichkeit von allem Gefühlmäßigen absehen und vornehmlich den Tatbestand bringen.

Ein blasses, wohlgeformtes Gesicht, umrahmt von einer Samtkapuze, schaut mich an mit großen märchenhaften Augen. Das Gesicht gehört einem vierzehnjährigen für ihr Alter hochgewachsenem Mädchen.

Das Mädchen ist eine unbeholfene Anfängerin in der Kunst des Eislaufs. Niemand kümmert sich um sie, sie scheint abseits zu stehen. Ich bin von dem Liebreiz, der von ihr ausgeht, bezaubert. Ich fühle es; das ist sie – das Ideal meiner jugendlichen Träume. Was ich im Geist erträumt, schaue ich nun in Wirklichkeit.

Es kommt mir vor, als ob wir Schicksalsgenossen seien – beide einsam. Eine magische Gewalt zieht mich zu ihr. Ich überwinde alle Scheu, nenne meinen Namen und biete ihr meine Dienste an, die sie erschrocken annimmt. Ich weiß nicht, was ich rede, aber ich spreche viel und schnell, so daß es den Anschein hat, als ob eine Unterhaltung mit einem jungen Mädchen für mich etwas Alltägliches wäre. Ich zittere aber vor innerer Erregung, ist es doch das erste Mal, daß zwei Mädchenhände fest in den meinen ruhen, daß ich Stütze und Halt einem Mädchen, was sage ich, einem überirdischen Wesen, sein darf. Mir will die Brust vor Seligkeit und befriedigtem Stolz springen.

Wir laufen langsam einigemal um die Bahn. Ihre ungeschulten Füße wollen sich nicht recht den beschwingten Rhythmen des Eislaufs fügen. Man blickt uns spöttisch lächelnd nach, einige halblaute, nicht gerade schmeichelhafte Äußerungen dringen an mein Ohr. Dann ist der Traum, nein, die Wirklichkeit zu Ende, der Traum beginnt ja erst. Sie ist müde geworden. Ich schnalle ihr die Schlittschuhe ab und sie verläßt mit ihrer Freundin die Bahn.

Auch ich gehe bald nach Hause und mache mich an meine Aufgaben. Jedoch vergebens, denn mich schaut unentwegt ein zauberhaft blasses, liebliches Mädchenantlitz an.

Ich verfasse mein erstes Liebesgedicht . . .

Rose ohne Dornen.

Unter Schnee und Eis erstarrt ist alles Leben,
Aber eine Rose blüht im Wunderschein,
Blüht so einsam und so rein und seelig,
Schaut mir süß ins junge Herz hinein.
War mein Leben überhaupt ein Leben,
Ehe ich dich in Schnee und Eis erblickt?
Aus dem Land des kalten, trüben Sehnsens
Hast du mich in eine schöne Welt entrückt.
Habe Dank, du Rose ohne Dornen!
Hast aus meiner Dumpfheit mich erweckt.
Hoch in goldne, weite Fernen
Hab ich nun mein Lebensziel gesteckt.
Unter Schnee und Eis erstarrt ist alles Leben,
Aber eine Rose blüht im Wunderschein.
Holde Rose, neig dich zu mir nieder
Und sei mein!

In der kleinen Hafenstraße wohnt sie. Meist sitzt sie am Fenster und macht ihre Schulaufgaben oder liest ein Buch. Am sichersten erblickt man sie dort zwischen vier und fünf Uhr nachmittags. Ich ziehe ein Paar elegante Lederhandschuhe extra zum Zweck des Grüßens an. Sie ist da. Ein Gruß – die Mütze wird ganz tief gesenkt, ein Blick fliegt hinüber und herüber, ein freundliches Nicken, ein kaum merkliches Erröten! Der Höhepunkt des Tages ist vorüber.

Morgens beim Erwachen ist mein erster Gedanke „Sie“, die märchenhafte Partnerin von der Schlittschuhbahn, aber die andere, von deren Schönheit ich so begeistert war und in deren Elternhaus ich jetzt verkehre, ist schön und tanzt berückend leicht. Zwiepsalt der Gefühle! Jugendliches, unklares Wünschen!

So hatte ich also eine irdische und eine himmlische Liebe und wußte nicht, welcher ich mein Interesse widmen sollte. Diese Disharmonie zeitigte folgendes Gedicht:

Zwiespalt

Zwei Mädchen herrschen in meinem Sinn —
Eine weiße und rote Rose.
Zu welcher möchte ich lieber hin?
Ich weiß nicht, ich greife zum Lose.
Zieh ich ein Blättchen blendend weiß,
Oder fällt mir ein rotes zu?
Die eine ist aller Mädchen Preis,
Die andere raubt mir die Ruh'.
Es stockt in Not meine zitternde Hand,
Ich muß aufs Losen verzichten;
Ich flüchte ins schöne, romantische Land,
Rühm beide in süßen Gedichten.
Ach, gäb's das Orakel zu Delphi noch heut',
Brächt' ich eine Gabe Apoll,
Damit er mir freundlich deute,
Welche ich lieben soll.
Sturm und Drang!

Ich mache die ersten Tanzabende mit und bemühte mich, ein guter Tänzer zu werden. Ich tanze und ruhe nicht früher als bis ich taktfest und sicher tanzen kann. Es bietet sich viel Gelegenheit dazu in den Familien, in denen man verkehrt. Doch das ist schließlich nur ein Bestreben von sekundärer Wichtigkeit, das Primäre in meinem Leben ist die Poesie. Fast täglich schreibe ich ein Gedicht. Ich habe meiner Bekanntschaft von der Schlittschuhbahn den Namen „Schneewittchen“ beigelegt. Unter diesem Titel schreibe ich ihr zu Ehren ein kleines lyrisches Epos.

Es ist schön, in einem solchen Taumel zu träumen und zu schaffen. Man führt ein beneidenswertes Dasein in wonnigen Gefilden, aus denen leider die Realitäten des kleinen Alltagslebens einen in brutaler Weise herausreißen.

In diesem Zustand des dichterischen Träumens und Überschäumens, der im Frühling 1897 anfang hohe Wogen zu werfen, tat der Tod plötzlich einen harten Griff. Unser Religionslehrer, Pastor diac. Rinne, den wir Schüler wegen seiner schlichten und natürlichen Umgangsart verehrten und liebten, starb plötzlich am Herzschlage. Er war noch ein junger Mann, etwas über dreißig Jahre, als er abberufen wurde. Kein geistreicher Kanzelredner, ein praktischer Christ, der auf seine Weise erfolgreich Seelsorge trieb, auch bei uns, seinen Schülern.

Es ist mir unvergänglich, wie lange nach seinem Tode Schneidermeister Pichelbaum mir auf einer Fahrt mit dem „Adler“ erzählte, daß er dank Pastor Rinne nicht nur ein treuer Kirchengänger, sondern auch Kirchenältester geworden sei. In der Bürgermuße bei einem Glase Bier habe Rinne ihn aufgefordert, doch wieder die Kirche, die er seit Jahren gemieden, zu besuchen. Er, Pichelbaum, habe sich strikt geweigert, diesem Rufe Folge zu leisten. Da habe Rinne gemeint: „Herr Pichelbaum, ich habe hier in ihrem Stammlokal mehrere Stunden ihren Geschichten mit mitunter sehr kräftiger Pointe gelauscht. Sie könnten ebensogut mal in die Kirche kommen, um das zu hören, was ich Ihnen zu sagen habe. Nicht wahr, das ist eine gerechte Forderung?“ Pichelbaum war, wie er sagte, bewogen von seinem Rechtsempfinden, zum nächsten Gottesdienst gegangen und war von der Schlichtheit, die des Pastors Rede zierte, so ergriffen worden, daß er bald keinen Gottesdienst mehr versäumte.

Nach einigen Jahren wurde er in den Kirchenrat gewählt, in dem er eine lange Zeit gewirkt hat.

Tieftraurig stand ich am Sarge meines teuren Religionslehrers und gelobte, um sein Andenken zu ehren, ein beständiger Besucher der Sonntagsgottesdienste zu werden. Dieses Gelübde habe ich unverbrüchlich gehalten.

Kritische Perioden gibt es im Leben eines jeden Menschen und nicht nur in den Jünglingsjahren, sondern auch im späteren Alter.

Aber in der empfindsamen Jugend, die zum Überschäumen und Übertreiben neigt, äußern sie sich schärfer als in späteren Phasen des Lebens. Wenn das erste Jahr in der Quarta für mich ein schicksalhaftes war, so gab es dafür eine einfache Erklärung: Eine schwere Erkältung warf mich für Monate aufs Krankenlager. Durch das Versäumen des Unterrichts entstanden Lücken in meinem Wissen. Besonders, wie ich bereits ausgeführt habe, im Griechischen. Ich wiederholte die Klasse und das nächste Jahr stellte wieder alles zurecht.

In der Sekunda lagen die Wurzeln meines Versagens viel tiefer. Es gab auch diesmal einen äußeren Anlaß: Die niedrige Gesinnung und kleinliche Gemeinheit eines Lehrers, eines Renegaten, der seine evang.-lutherische und völkische Abstammung verkaufte, um als Gegenwert all die Vorteile einzuheimsen, die der Übertritt zur orthodoxen Kirche gewährte.

Dieser Überläufer aus einer allerdings stark verrußten deutschen Familie hieß Walde-mar Bode, der nach seiner Salbung „Vladimir Iwanowitsch“ sich nennen ließ, und war Oberlehrer der klassischen Sprachen an unserem Gymnasium. Er war ein kenntnisreicher Pädagoge, aber ein niedriger Charakter, ein Streber, dem jedes Mittel recht war, um Karriere zu machen.

Im Sommer 1897 erteilte er uns Nachhilfestunden im Lateinischen. Er hatte sich freiwillig dazu erboten und mit hochtrabenden Worten auf jegliche Vergütung verzichtet. Vor Beginn unserer neunten Stunde nahm mich einer der Kursusteilnehmer, Alfons Schwalbach, der Sohn des Großkaufmannes und schwedischen Konsuls, zur Seite und sagte mir, daß Vladimir Iwanowitsch gestern bei seinem Vater gewesen sei und demselben erklärt habe, daß seine Frau ihr erstes Kind erwarte und ihm große Ausgaben bevorstünden. Es wäre daher nicht zuviel verlangt, wenn jeder am Lateinkreise Beteiligte ihm pro Stunde einen Rubel entrichten würde. Da er den Kursus mit 12 Stunden angesetzt hatte, habe sein Vater ihm ebensoviele Rubel eingehändigt. Schwalbach riet mir, dasselbe zu tun, da Vladimir Iwanowitsch ein infamer Kerl sei und sich, wenn man nicht zahlte, bestimmt rächen würde. Ich war aufs tiefste empört, mein Vater noch mehr. Er zahlte nicht und verbot mir, die Stunden weiter zu besuchen. Ich sollte meine Handlungsweise bald bereuen. Oberlehrer Iwanowitsch zensierte meine schriftlichen Arbeiten auch schon bei drei Fehlern mit ungenügend. Ich stellte ihn zur Rede, worauf er mir erwiderte, ich sei überhaupt noch nicht reif für die Sekunda. Im übrigen verbitte er sich die Kritik an seinen Korrekturen und seinem Urteil.

Ich gab den Kampf nicht auf. Ich verdoppelte meine Anstrengungen und präparierte mich sorgfältig zu den Stunden. Ein „Gut“ im Mündlichen hätte die Situation gerettet. Aber Iwanowitsch fragte mich nicht. Alle Kameraden waren schon zweimal dran gewesen, mich ignorierte er. Eines Tages blickte er in sein Taschenbuch und sagte: „Was, Gundalin ist bis jetzt ungefragt durchgeschlüpft, wie habe ich den übersehen? Bitte, Gundalin!“

Ich wurde 35 Minuten gezwiebelt, bestand aber in Ehren. Schon glaubte ich, alles hinter mir zu haben, dann stellte mir Iwanowitsch noch eine Frage. Bei der Beantwortung derselben versprach ich mich. Eine sofortige Verbesserung half nichts. „Setzen Sie sich! Einwandfrei ungenügend.“

Ich verbiß meine Wut und bat um Erlaubnis, hinausgehen zu dürfen. Sie wurde mir erteilt. Ich ging schnurstracks zum Direktor, beklagte mich und erzählte ihm, wie ich von Iwanowitsch behandelt werde. Er hörte mich an, ohne eine Miene zu verziehen. Am nächsten Tage erschien er unerwartet zur Lateinstunde und fragte mich persönlich. Ich bestand die Prüfung gut. Im Quartal gab es im Lateinischen „Genügend“. Doch dann brach das Unheil durch meine eigene Schuld über mich herein. Ich versetzte mich mit Gewalt in die Rolle eines unglücklich Liebenden und durchlebte alle Qualen einer eingebildeten Eifersucht.

Täglich verfaßte ich wenigstens zwei tragische Gedichte und vergaß, daß ich Schüler war und lernen mußte.

Meine täglichen Fensterpromenaden in der kleinen Hafenstraße, die ich schon geschildert habe, mußten im stillen Arensburg ein gewisses Aufsehen erregen. Besonders den Hausgenossen von „Schneewittchen“ mußten sie auffallen. Letztere begannen, wenn auch in harmloser Weise, die „Mimosenhafte“ zu necken und sie in komische Situationen zu bringen, wenn ich nachmittags vorüberging, ehrerbietig die Mütze ziehend. Die Folge dieser Wiederholten, nicht böse gemeinten Neckereien war, daß sie sich um die bewußte Zeit nicht mehr am Fenster blicken ließ. Ich setzte meine Promenaden noch eine Zeitlang fort, jedoch zu meinem tiefen Leidwesen ohne Erfolg. Dann wurde es Herbst und von Abend zu Abend dunkler, so daß ich sie nolens volens einstellen mußte. Mein Stimmungsbarometer sank von Tag zu Tag.

Ich lernte nicht mehr. Ich saß an meiner Schneewittchenpoesie und schrieb Verse voll Weltschmerz und Mädchenverachtung. Ich hatte meine Bücher und Hefte im Fach unter meinem Schultisch deponiert. Zu Hause merkte man nicht viel von meiner Faulenzerei, denn von sechs bis acht Uhr abends saß ich in meinem Zimmer und schmiedete Verse. Die Meinigen aber waren der Überzeugung, daß ich lernte. Die schriftlichen Aufgaben schrieb ich in der Schule von den Kameraden ab. Triumphierend konnte mir Oberlehrer Iwanowitsch berechtigt „Ungenügend“ stellen. Das ließ mich kalt. Ich war nur noch mit meinen Problemen beschäftigt.

Im Dezember erkrankte sie an einer schweren langwierigen Grippe und im Januar des nächsten Jahres verließ sie Arensburg und kehrte nicht mehr zurück.

Zu dieser Zeit hatte schon die Konfirmandenlehre begonnen. Ich hätte sicher viel von Oberpastor Lemms Unterricht gehabt, wenn meine Gemütsverfassung besser gewesen wäre.

Die Konfirmandenlehre fand ihren Abschluß mit einer Aussprache beim Oberpastor, die für manchen von uns vielleicht nicht ganz erquicklich gewesen sein mag. Seine Aussprache mit mir war sehr kurz. Er bedauerte, daß ich statt Theologie Philologie zu studieren beabsichtigte. Dann stand er auf, trat an mich heran und sagte herzlich, das vertraute Du gebrauchend: „Gundalin, Du bist ein ev.-lutherisch und deutsch-baltischer Junge, der seine Kirche und sein Volkstum liebt, versprich mir mit Handschlag, keine Russin zu heiraten. Durch die Ehe mit einer Orthodoxen gehen, wenn Du nicht selbst, so doch deine Kinder unserer Kirche und unserem Deutschtum verloren.“

Ich drückte ihm fest die Hand. In dieser Minute begriff ich die Schicksalsgemeinschaft aller Balten wie nie zuvor. Wir waren religiös und kulturell eine verschworene Bruderschaft trotz der krassen Standesunterschiede, unter denen der kameradschaftliche Geist schon in der Schule zu leiden hatte, noch mehr im gesellschaftlichen Leben, das sich für den Adel, die Literaten, Großkaufleute, Handwerker und Krämer in fest abgegrenzten Zirkeln abspielte. Ein Durchbruch dieser starren Unterschiede kam vor und zwar immer häufiger, je mehr die Zeit fortschritt. Jedes Herübergreifen aus einem Stande in den anderen wirbelte Staub auf und zeigte, wie tief in unserem baltischen Leben die Standesunterschiede verwurzelt waren.

Für diesen Augenblick schwand im Studierzimmer des Oberpastors alles Trennende, was immer an Altersunterschied, Lebenserfahrung und gesellschaftlicher Stellung zwischen uns bestand. Wir waren ausschließlich zwei baltische Menschen, die ihren Glauben, ihr Volkstum und ihre Heimat liebten.

Am Konfirmationstage, nachdem die Gratulanten sich verabschiedet hatten, machte ich zur inneren Sammlung einen Spaziergang und ging nach Lode. Die untergehende Palmsonntags-Sonne warf ihre scheidenden Strahlen auf die Vogelwiek, über der Tausende von Möwen kreischten. Die Birken und die Haselnußsträucher hatten sich mit großen Kätzchen geschmückt. Im vorjährigen welken Laub blühten blasse Anemonen, und blaue Leberblümchen öffneten ihre Kelche. Frühlingserwachen! Frohes Erwarten neuen Lebens! In mir aber gäerte das dumpfe Durcheinander einer großen Unklarheit, so daß ich kein Ziel und daher auch keinen Weg sah.

Am Abend gab es im Familienkreise eine ernste Aussprache, deren Thema meine Zukunft war. Ich hatte meinen Eltern einen uneingeschränkten Einblick in meine Lage gewährt. Diese Aussprache bewog meinen Vater, mir vorzuschlagen, das Gymnasium zu verlassen und mich als Apotheker ausbilden zu lassen. Ich folgte diesem Angebot und reichte mein Austrittsgesuch ein. Am folgenden Tage erschien unerwartet bei meinem Vater unser russischer Sprachlehrer Sosnowski. Er bat um eine Unterredung unter vier Augen. Der Direktor weilte im Urlaub, Sosnowski vertrat ihn in seinem Amt. Er forderte meinen Vater auf, meine Austrittserklärung rückgängig zu machen, weil seiner Meinung nach meine Begabung über dem Durchschnitt stünde. Ein Beweis dafür seien meine Aufsätze, die sich durch interessante Gedankengänge und eine gewählte Sprache auszeichneten. Daß ich ein Jahr nicht gearbeitet hätte, daran seien wohl die Schwere der Pubertätsperiode und vor allem das mangelhafte pädagogische Verständnis einiger Lehrer schuld. Mein Vater sollte mir die Möglichkeit gewähren, noch ein Semester die Schule besuchen zu können. Erst wenn ich dann endgültig versage, sei es Zeit für mich zu gehen, es handle sich ja nur um vier Monate. Mein Vater war ergriffen. Daß ein russischer Lehrer am Schicksal eines deutschen Jungen so regen Anteil nahm, erschien ihm bemerkenswert. Er sagte zu. Mir wurde mitgeteilt, daß ich dem Gymnasium zur Probe für ein Quartal wiedergeschenkt sei. Ich nahm diesen Beschluß mit sehr gemischten Gefühlen auf. Aber ich fügte mich.

Es wurde mir das Arbeiten in der Sekunda nicht leicht gemacht, weil unser Lateinlehrer Pohl eine sehr schlechte Meinung von mir hatte und auch Oberlehrer Igel sich kritisch beobachtend mir gegenüber verhielt. Die ersten schriftlichen Arbeiten zeigten, daß ich wieder auf der Höhe war. Mir kam es nicht so sehr auf die Bewertung meiner Kenntnisse an, als auf die erlangte Gewißheit, daß ich etwas kann und mich bald völlig durchsetzen werde.

Ein Ereignis, das aus dem Rahmen eines Schülerstreiches heraustrat, stärkte mein wiedererwaches Selbstvertrauen. Bis 1898 war das Reformationsfest immer an dem darauf folgenden Sonntag gefeiert worden. Nun hatte das Livländische Konsistorium aber angeordnet, es am richtigen Datum, dem 31. Oktober, zu begehen.

Diese Neuerung fand nicht nur in kirchlichen Kreisen ungeteilten Beifall, trug doch dieses Fest für uns Balten nicht nur ein religiöses, sondern auch ein völkisches Kleid. Wir sahen in dieser Maßnahme einen Protest gegen die Russifizierung. Allgemein wunderte man sich, daß die russische Regierung die Genehmigung hierzu erteilte. Nachher erfuhren wir, daß baltische Edelleute, die hohe Ämter in der Residenz bekleideten, diese Vergünstigung bei maßgebenden Stellen bewirkt hatten.

Wir Schüler waren überzeugt, daß uns die Teilnahme am Reformationsgottesdienst gestattet werden würde. Jedoch die Schulleitung hüllte sich in Schweigen. Auf meine Anfrage erklärte der Direktor, es liege in dieser Angelegenheit keine Verfügung höherer

Ortes vor, folglich sei der Besuch des Gottesdienstes nicht gestattet. Wir Sekundaner besprachen uns kurz und beschlossen einstimmig, nach der ersten Stunde die Schule zu verlassen und in geordnetem Zuge zu der kirchlichen Feier zu marschieren. Die Primaner und Selektaner schlossen sich uns an. Stramm und wortlos schritten wir zur Kirche, nahmen am Gottesdienst teil und begaben uns in bester Ordnung zurück und kamen gerade recht zur dritten Stunde. Unser Klassenlehrer empfing uns nicht sehr freundlich. Es wurde nach den Anstiftern dieses „Unfugs“ geforscht. Alle erklärten solidarisch, aus religiösen Erwägungen gehandelt zu haben. Es gebe keine Verführer und keine Verführten. Am nächsten Tage wurde ich zum Direktor befohlen. Er fragte mich barsch, wie ich darauf gekommen sei, zu einer solchen unerlaubten Handlung aufzufordern. Ich erwiderte äußerlich ruhig, innerlich vor Aufregung zitternd, daß der Besuch der Kirche in gegebenem Anlaß durch keine Verfügung verboten sei, und daß man seinen religiösen Gefühlen auch um einen hohen Preis Folge leisten müsse. Er sah mich lange und durchdringend an und ließ mich dann gehen. Am anderen Tage teilte uns Oberlehrer Igel mit, daß der Kurator des Lehrbezirks Schülern der vier oberen Klassen erlaubt habe, sofern diese evangelisch seien, den Reformationsgottesdienst zu besuchen. Eine tiefe Befriedigung erfüllte mich, umso mehr, als Oberlehrer Igel von der Zeit an seine Einstellung zu mir von Grund auf revidierte.

Mein Leben verlief in diesem Semester Tag für Tag in streng vorgeschriebenen Bahnen. Ich bereitete mich zu den Aufgaben gewissenhaft vor. In den Unterrichtsstunden war ich aufmerksam. Meinen Verkehr mit den Kameraden schränkte ich ein, jedoch blieben die alten guten Beziehungen bestehen. Das weibliche Geschlecht mied ich vollkommen, sogar die Maskenbälle zu Martini, an denen sich alle meine Kameraden beteiligten, machte ich nicht mit.

Zu Weihnachten überreichte ich stolz meinem Vater eine gute Zensur. Diesen Platz als guter Schüler habe ich fortan bis zu meinem Abitur behauptet. Meine Position war so gefestigt, daß ich mir in der Prima und Selektia manche Trägheit zuschulden kommen lassen konnte. Sie wurde von den Lehrern einfach übersehen. In dieser Beziehung waren „Sturm und Drang“ für mich abgetan. Dank dem tiefen Verantwortungsgefühl Sosnowskis seinen Schülern gegenüber war ich auf der Bahn, die mir vorgezeichnet war, geblieben. Was aber meine Beziehungen zum anderen Geschlecht anbelangten, so hatte ich es hier mit einem Problem zu tun, das mir bei meiner Sensibilität für weibliche Schönheit noch viel Ungemach bereiten sollte.

Ich hatte den ganzen Sommer auf dem Wasser verbracht. Windfrisches Wetter hatte die Segelei begünstigt. Täglich machte ich die „Una“ klar, die mit Dr. Sass am Steuer, lustig die Gewässer unserer Bucht durchfurchte. Häufig umgab diese Fahrten ein Hauch goldener Poesie. Aber es fehlte auch nicht an derber Wirklichkeit. Karl Koppel war Matrose auf der „Una“. Er war ein tüchtiger Kerl, begabt mit einem noch tüchtigeren und größeren Mundwerk. Wenn uns beim Kreuzen, das unsere Stärke war, jemand zu schlagen beabsichtigte, beobachtete er die Lage der konkurrierenden Yachten eine Zeitlang scharf, bis er sich überzeugt hatte, daß wir dem Gegner überlegen waren, dann wandte er sich mit verächtlichem Grinsen an den Doktor und stellte die Diagnose mit treffenden, aber nicht parlamentarischen Ausdrücken.

Als wir einmal die „Princess Maud“, die uns an Schnelligkeit überlegen war, durch geschicktes Manövrieren in Lee von uns gebracht und sie dann nicht mehr an uns vorbeigelassen hatten, gebrauchte Koppel einen so klassischen und zutreffenden Ausdruck, daß Dr. Sass herzlich lachen mußte, seine Brieftasche zog und Koppel einen Rubelschein einhändigte.

Manchmal ging es auch bei steifer Brise hinaus auf die äußere Bucht, wo die Spritzer nur so über das Deck pfften und wir mit nassem Hosenboden vorlieb nehmen mußten.

Am schönsten waren jedoch die Fahrten an Spätnachmittagen im Juli, wenn der leichte Abendwind kleine, behende Wellen hervorzauberte, und wir langsam dahinglitten mit dem Blick auf die in Dunst gehüllte Insel Abro, oder bei der Rückfahrt auf das massive Schloß und das freundliche Städtchen. Die Hospitalinsel schaute verträumt zum Meer hinaus . . .

Es kam das wunderbare Jahr in der Prima, das Jahr schönsten, sorglosesten Genießens. Ich weiß nicht, was ich hervorheben und worüber ich hinweggehen soll. In der Erinnerung erscheint mir alles damalige Geschehen bemerkenswert und schön.

Da gab es bei der Lehrerin Eisenschmidt einen sehr netten Maskenball, den sie zur Belustigung des sechsköpfigen Mädchenkreises, dem sie privaten Unterricht erteilte, veranstaltete.

Zu Weihnachten spielten wir bei Links Theater. Ich hatte die Rolle des Liebhabers übernommen, gab sie aber steif und ungewandt, da ich einer solchen Aufgabe noch nicht gewachsen war. Der Abend verlief sehr animiert und fröhlich. Dann kam die Schlittschuhbahn, die uns sieben Wochen zum Tummelplatz diente. Häufig gab es Abende mit Blasmusik und Illumination, zu denen auch die Mütter geladen wurden, die man nach Möglichkeit hofierte. Frau Rehsche, Frau Link, Frau Rosenfeld, Frau Wildenberg, Frau Zaunit, Frau Martinson und andere gewichtige Damen beehrten uns durch ihre Gegenwart und wurden mit Schlittschuhstühlen pflichtschuldigt um die Bahn gefahren.

Und dann kam die Butterwoche, die schönste meines Lebens!

Sie begann am Montag mit der Hochzeitsfeier des jungen Doktors der Medizin Waldemar Carstens mit Lydia Markus, der ältesten Schwester meines Schulkameraden Hans Markus. Diese imponierende Veranstaltung ging im Salonclub vor sich mit Champagner und allen sonstigen Finessen, die in Arensburg möglich waren. Bis fünf Uhr morgens wurde getanzt. Am nächsten Tage log ich mich irgendwie durch vier unpräparierte Schulstunden hindurch und schwänzte dann die letzte Mathematik-Stunde unter dem Vorwande heftiger Kopfschmerzen. Unser Klassenlehrer Igel, dem bekannt war, daß ich an der Hochzeitsfeier teilgenommen hatte, glaubte mir aufs Wort und entließ mich in Gnaden zum Ärger meiner Kameraden.

Am Donnerstag fand im Salonclub ein Schülerball mit Beteiligung der Lehrer und Eltern statt. Der Höhepunkt des Festes, das außer ausgiebigem Tanzen eine kleine Theateraufführung und viele Deklamationen mit sich brachte, bildete der Vortrag von drei Liedern, die von unserem Schülerquartett gesungen wurden.

Am nächsten Tag tanzten wir bei Links, wo ebenfalls viel Musik geboten wurde. Das Geistige kam bei allem jugendlichen Übermut nicht zu kurz, so daß unsere Vergnügungen nie zu einem platten Amüsieren wurden.

Am Sonnabend gab es eine prächtige Ausfahrt nach Kellamägi im Schlitten. In der übermütigsten Stimmung verbrachten wir vom Kaffee bis zur Mitternacht acht unbeschwerte Stunden. Besonders schön war die Rückfahrt. Ein umflorter Mond warf ein gespenstisches Licht auf die von weißen Hüllen bedeckten Wiesen. Über der Bucht ballte sich weißer Dunst. Halb verschleiert träumten die Schloßtürme in der fahlen Mondnacht. Aber fröhlich klangen die Glocken, die unsere Gespanne schmückten, durch die winterliche Nachtstille, die schon Frühlingshoffen in sich barg.

Aus der Prima in die Selektia gab es, wie üblich, Versetzungsprüfungen. Dank meiner guten Jahresattestation wurde ich von ihnen befreit. Wir waren nur noch ein Quartett, weil die meisten Kameraden nach Abschluß der Sekunda die Schule verlassen hatten. Alfons Schwalbach und Robert Baron Freytag-Loringhoven waren nach Ilmenau in die Technische Hochschule gegangen, Wolf von Buhmeister und William von Loewis of Menar hatten sich nach Eberswalde in die Forstakademie begeben, William von Mick-

witz trieb praktische Agronomie, Ernest Wegener Pharmazie. Gottlieb Pielberg und einige andere hatten wir aus dem Auge verloren. Unser Quartett bestand aus Martinson, Meder, Sohn und mir, wobei Meder uns recht fern stand, da er verwandtschaftliche Beziehungen zum Adel hatte und sich dementsprechend uns Bürgerlichen gegenüber verhielt. Das Standesproblem berührte schon uns Jungen. In der Klasse waren die adligen Schüler gute Kameraden, in der Öffentlichkeit nahmen sie kaum von uns Notiz: ein flüchtiger Gruß auf der Straße, das war alles. Eine Ausnahme machten Robert von Freytag, William von Mickwitz, William von Loewis und Alfred von Wardenburg. Alfred von Wardenburg nahm auch dann und wann an unserem Bummel teil. Gesellschaftliche Berührungen mit der adligen Jugend gab es nicht, besonders die Mädchen waren für uns eine Terra incognita, doch nicht ohne den Reiz des Geheimnisvollen.

Mit großer Hoffnung ging ich in mein letztes Gymnasiastenjahr, denn ich war überzeugt, daß es ein ebenso schönes Jahr sein würde, wie in der Prima. Aber dem sollte nicht so sein. Zunächst stellte ich fest, daß die jungen Damen, auch meine Kusinen, mich schnitten, weil ich mich im Sommer ausschließlich mit Kurgästen befaßt hatte. Livia Rosenfeld erwiderte auf eine sarkastische Bemerkung von mir sehr schnippisch: „Eine simple Kleinstädterin kann nicht so geistreich sein, wie eine Dame aus der Großstadt.“ Auch Elsbeth Martinson erklärte, daß die hiesigen Mädchen meinem verwöhnten Geschmack wohl nicht mehr gerecht werden könnten. Ich täte gut daran, mich bis zum nächsten Sommer einpökeln zu lassen oder einen Bärenschlaf zu halten.

Viel schlimmer als dieses berechnete, aber unangenehme Verhalten meiner guten Kameradinnen war die Erkrankung meiner Schwester an Magentyphus, von der ich angesteckt wurde und ebenfalls erkrankte. Dr. Sass, der mich behandelte und dem ich es ans Herz legte, mich schnell gesund zu machen, da das Abitur mir bevorstehe, bot sein ganzes Wissen auf, um mich möglichst bald wieder herzustellen. Sehr kostspielige Medikamente und Spülungen führten in kurzer Zeit eine Wende herbei. In drei Wochen war ich fieberfrei.

Darauf erkrankte mein guter Freund Willo Link an einer schweren Lungenentzündung. Im gastfreien Linkschen Hause fanden keine Tanzvergnügungen mehr statt, da er sehr geschont werden mußte. Es war in Arensburg sehr still geworden. Nur der Verkehr auf der Schlittschuhbahn, die in diesem Jahr auf dem Schloßgraben angelegt war, blühte. Dort gewann ich allmählich meine alte Position wieder. Ich fuhr die Anstandsdamen mit Todesverachtung zu jeder Illumination auf dem Schlittenstuhl um die Bahn und stieg in ihrer Gunst. Mein Ruf als höflicher junger Mann festigte sich und auch mit den Mädchen wurde das Verhältnis wieder besser. Man vergaß meine Sommersünden und nahm mich wieder in Gnaden auf.

In diesen Wintertagen arbeitete ich in meinen Mußstunden an einem größeren Epos: „Der Sänger aus dem Baltenlande“. Um diesen Stoff zu meistern, mußte ich Heimatgeschichte treiben, die ich bis dato wenig kannte. Es kam das Abitur. Doch ehe ich an seine Schilderung gehe, möchte ich noch einiges andere erwähnen: Gerade in den letzten Jahren meiner Gymnasialstudien vollzog sich in völkischer Hinsicht ein langsamer aber stetiger Wandel. Die Esten, die das Gymnasium besuchten, ließen sich nicht mehr germanisieren. Besonders stark war dieses Bestreben bei den orthodoxen Esten zu beobachten. Sie hielten fest zusammen, sprachen untereinander estnisch und nahmen uns gegenüber eine abwehrende Stellung ein. Ihr geistiger Führer war der für Sprachen hochbegabte Primaner Johann Aavik, ein Lumen auf dem Gebiete klassischer Studien. Aavik persönlich war nicht deutschfeindlich eingestellt, hatte er sich doch deutsch konfirmieren lassen. Mit ihm kam ich zufällig auf einem Märzspaziergang um die Festung in ein längeres Gespräch völkischen Charakters.

Es war Vorfrühling, Schwanengesang tönte vom eisbefreiten Meer herüber. Ketten wilder Gänse in straffen Keilformationen zogen mit schrillen Rufen von Süd nach Nord. Auf den blattlosen Ästen der alten Parkbäume saßen Stare und flöteten ihr Abendlied. Eine erwartungsvolle Stimmung lag über Meer und Land: das große Erwachen aus dem Winterschlaf.

Wir kamen, obwohl wir uns bisher ziemlich fremd gegenüber gestanden hatten, in ein angeregtes Gespräch und debattierten über die völkische Frage, gleich brennend für ihn wie für mich. Jeder von uns liebte sein Volkstum: er, der Angehörige eines kleinen, ich ein Glied des großen deutschen Volkes. Er war klug genug einzusehen, daß wir kulturell dem kleinen kaum eine Million zählenden Estenvolke, dem sich durch die Fölkersamsche Agrarreform Bildungsmöglichkeiten aller Art geboten hatten, weit überlegen war. Auch materiell bildeten wir noch die führende Oberschicht, der Adel war es auch politisch. Trotz seiner Eigentümlichkeiten und Schrullen überblickte er die Lage sehr klar und hatte einen scharfen Blick für die Realität der Zustände. Wir waren nacher wohl Gegner aber nie Feinde. Was sage ich – seit dieser Aussprache entspann sich zwischen uns eine sich allmählich vertiefende Freundschaft, die sich nun durch ein halbes Jahrhundert bewährt hat.

In einem Punkt waren wir uns ganz einig, daß wir eine gemeinsame Front gegen die russische Vergewaltigung bilden mußten. Hier fühlte er mit uns Deutsch-Balten und ging nicht mit den Esten, die russisch orientiert waren. Mit Riesenschritten ging die Schulzeit ihrem Ende entgegen. Aber vorher sollte noch einmal ein Tanzidyll, wie es wohl nur in Arensburg in der Zeit um die Jahrhundertwende möglich war, uns geboten werden. Ende April gab es einen sehr hübsch gestalteten Tanzabend bei Martinsons, der vielleicht noch besser ausfiel als die schönen unvergeßlichen Abende in meinen glücklichen Primajahren. Wo hatten wir nicht alles getanzt? Bei Links, Rosenfelds, Üxkülls, Malms, Rosenbergs, Müllers, Rehsches, Issajews, Sohns und Eisenschmidts. Nun sollte auch bei Martinsons ein Fest stattfinden, für meine Klassenkameraden und mich das letzte unserer unvergeßlichen Schulzeit. Fritz Sohn übertraf sich selbst an Witz und Humor. Auch die anderen Kameraden zeigten sich von ihren besten Seiten und die Mädchen von ihren allerbesten. Einige von ihnen übertrafen sich selbst an Ausgelassenheit und Frohsinn. Die Schönheitskönigin aber war meine spätere Frau. Sie übertraf alle anderen durch ihr blendendes Aussehen.

Man speiste an kleinen Tischen. Meine Tischdame war Gerta Rehsche, die nun schon sechzehnjährig, sich geistig gut entwickelt hatte. Wir unterhielten uns köstlich und tanzten fast ausschließlich miteinander, obwohl ich dabei die Haustochter nicht übersah.

Das Abitur nahm einen günstigen Verlauf und fand einen harmonischen Abschluß. Am 2. Juni erhielten wir unsere Reifezeugnisse ohne Gepränge, ich möchte beinahe sagen, ohne Sang und Klang. Die Zeugnisse wurden verlesen, der Direktor und die Lehrer schüttelten uns die Hand und wir waren entlassen.

Ohne Uniformmützen und Gürtel, die die Initialen unseres Gymnasiums trugen, eilten wir heim, freie Menschen. Dort lagen unsere aufgebügelten Konfirmationsanzüge bereit. Neue Hüte gab es auch. Ich band noch rasch meine sämtlichen Mathematikbücher zusammen, beschwerte sie mit einem Stein und warf sie beim Yachtclub in das im schönsten Blau schimmernde Wasser unserer Bucht. Im Park, der im sommerlichen Grün schwelgte, trafen wir muli uns und gingen in corpore, auch Poldi Meder hielt mit, ins Kurhaus, wo wir an einem an der Estrade liegenden, allen Vorübergehenden sichtbaren Tisch, uns einen Frühschoppen genehmigten; die erste Tat in unserer frisch errungenen Freiheit.

Am Nachmittag des 2. Juli fand sich ein Primaner bei mir ein. Er schien es sehr eilig

zu haben. war kurz angebunden und sagte: „Heute um zehn Minuten nach Mitternacht bei Iwanowitsch mit Katapult und Schrot.“ „Wer beteiligt sich noch?“ „Niemand“, erwiderte er vielsagend und ging.

Als die Kirchenuhr ein Viertel auf eins schlug, klirrten zwanzig Scheiben in Scherben am Boden und mit Gummi- und Filzschuhen versehene Geister flohen in Windeseile nach allen Richtungen durch die Straßen und Gassen, des im ersten festen Schlummer liegenden Städtchens. Ich hatte zwei Kilometer bis zur Hospitalinsel zurückzulegen. In einer Minute befand ich mich im Garten meines Großonkels Freundlich, sprang über die Gartenmauer und lief auf einem Wiesenpfade, der in die Gartenstraße mündete, meinem Heim zu. Meinen Aus- und Eingang bildete mein Zimmerfenster, vor dem eine Birke leise im Nachtwind rauschte.

Wir hatten einen Hauptskandal und eine strenge Untersuchung erwartet. Praktisch aber erfolgte nichts. Vladimir Iwanowitsch, der schon im März das Opfer eines geheimnisvollen nicht aufgedeckten Anschlages auf seine Person geworden war und mehrere Tage das Bett hatte hüten müssen, hatte um seine Versetzung gebeten, deren Bewilligung prompt nach Schulschluß eintraf. Er war kampfesüde geworden; die Nichtachtung der Schüler hatte ihn müde gemacht. Er meldete das Attentat auf sein Fenster der Polizei, aber unsere Schutzleute waren Esten, die zum Teil selbst Kinder im Gymnasium hatten und ihn seiner Ungerechtigkeit wegen nicht mochten.

Es gab nur ein kurzes Gerede, das keinen dankbaren Nährboden fand. Unsere Abiturientenschmöre stieg am 6. Juni. Sie fand auf der „Scharfen Ecke“ statt. Da wir nur drei Abiturienten waren – Poldi Meder machte nicht mit – luden wir noch einige Studenten ein. Unsere Lehrer hatten wir nicht einladen können, denn wie sollte in Gegenwart der russischen Pädagogen, die man nicht ausschalten konnte, eine baltische Abiturientenschmöre steigen. Den Höhepunkt unserer Schmöre bildeten die Erzählungen der Teilnehmer, die Schülerstreichs oder humorvolle Schülererlebnisse zu ihrem Gegenstand hatten.

Zwei von diesen Erzählungen will ich, da sie sich auf unser Schulleben beziehen, wiedergeben.

„An einem Nachmittage schritten wir vier Gymnasiasten zum Yachtclub, mieteten ein Ruderboot und stachen ganz langsam in See. Bei dieser Ruderpartie wurde ein Lied gesungen mit einem Refrain etwas zweideutigen Inhalts. Wir meinten, daß außer Möwen und Seeschwalben kein Lebewesen in der blauen Luft und auf den blauen Wellen sich befinde. Kein Lebewesen! Aber leider doch eines, ein einsamer Wanderer, der den Frühlingfrieden genießen wollte und der unserem Cantus lauschte – Oberlehrer Lasurin. Er wandte sich an den Brückenwart, den ehrenwerten Karl Berendson und erkundigte sich nach den Namen der Sänger, der, nichts Schlimmes ahnend, sie ihm verriet.

Am nächsten Morgen wurden wir von unserem Klassenlehrer Igel vor Beginn des Unterrichts nicht sehr freundlich empfangen. Er piffte uns an: „Sie haben gestern beim Erscheinen ihres Lehrers demonstrativ ein obszönes Lied angestimmt, in der Voraussetzung, daß er sie im Boot nicht erkennen werde.“ Wir sahen uns an. Von der Anwesenheit Lasurins hatten wir erst nach unserer Rückkehr von Berendson erfahren. Igel verlangte den Wortlaut des Liedes. Keiner von uns wagte es, Igel mit dem dummerhaften Vers dieses Gassenhauers bekannt zu machen. Ich erklärte ihm, daß wir uns schämen würden, die Worte zu wiederholen. Er sah uns mit Bedauern an und fragte: „Sie waren doch nicht etwa in Alkoholstimmung?“ Wir konnten ihm versichern, daß wir absolut nüchtern gewesen seien.

„Eine unglaubliche Geistesarmut!“ murmelte er. Doch dann heiterte sich seine Miene auf und er sagte: „Gehen Sie sofort zu Herrn Lasurin. Wenn es Ihnen gelingt,

ihn von Ihrer Unschuld zu überzeugen, so werden Sie nur für das Singen eines Gassenhauers bestraft werden.“

Wir gingen in corpore zu Lasurin und erzählten ihm den tatsächlichen Hergang dieser tragikomischen Angelegenheit. Er glaubte uns, daß wir ihn nicht nur nicht erkannt, sondern nicht einmal bemerkt hätten. Den Wortlaut des Liedes hatte er nicht verstanden, so daß er seine Annahme, es sei ein obszönes Lied gewesen, fallen ließ. In bestem Frieden wurden wir von ihm entlassen. Oberlehrer Igel aber ließ uns für das Singen eines Gassenhauers in der Öffentlichkeit am nächsten Sonntag für 6 Stunden einsperren, um, wie er sagte, uns Zeit zum Überlegen zu geben, worin unser Verschulden eigentlich bestehe und uns auf höhere Gedankengänge zu bringen.

Wir sollten eigentlich in Einzelhaft genommen werden, doch eine kleine Handsalbe an den Schuldiener Grönberg, genannt Kräga, in der Höhe von fünfzig Kopeken, ermöglichte es uns, gemeinsam in einem Klassenraum eingesperrt zu werden. Als Kräga um zwei Uhr erschien, um uns frische Luft schöpfen zu lassen, begannen neue Unterhandlungen. Wir bestellten bei ihm Wurst, Käse, Butter und Brot und einige Flaschen Bier. Er geriet anfänglich in heilige Wut und erklärte, er sei Beamter und lasse sich nicht bestechen. Er sei aber nicht nur Beamter, er sei auch Mensch. Und dieses Menschliche in ihm widerstand einem Silberrubel nicht. Er nahm uns das heilige Versprechen und große Ehrenwort ab, zu schweigen und brachte alles Verlangte. Wir tafelten nach Herzenslust. Doch was nun weiter?

Als Grönberg die verräterischen Flaschen und das Geschirr weggeräumt hatte, kamen wir auf den edlen Gedanken, Karten zu spielen.

„Grönberg, seien Sie ein Ehrenmann und beschaffen Sie uns ein Spiel Karten!“ Letzterer weigerte sich und wandte sich ab. Er erklärte, daß man ihn um Amt und Ehre bringen wolle. Aber dann wurde ihm das Geldstück vor die Augen gehalten und nach einigen Minuten erschien er mit Spielkarten.

So verbrachten wir unsere Zeit. Wenn Oberlehrer Igel erschienen wäre, hätte er seine Ansicht über die moralische Nützlichkeit des Sonntagsnachtsitzens wohl einer Revision unterziehen müssen.

Als wir das Schulgebäude tief befriedigt verließen, beschlossen wir, ans Meer zu gehen. Und so fand dieses Geschehen einen harmonischen Abschluß.“

Der zweite Erzähler:

„Wie bekannt, ist es den Töchter Schülerinnen streng verboten, sich öffentlich mit Gymnasiasten zu zeigen. Trotzdem traf ich mich mit einer Schülerin jeden Abend in den Dämmerstunden auf der stillen, abgelegenen Garnisonstraße. Davon hatte Oberlehrer Iwanowitsch Wind gekriegt, der, wie bekannt, verkleidet, häufig in den Straßen spionierte, um Schüler, die nach der Sperrstunde sich zeigten, zu klappen. Er wollte in unserem Fall zwei Fliegen mit einer Klappe erledigen. Ich traf meine Gegenmaßnahmen. Eines Abends fegte ich, als Straßenfeger verkleidet, mit einem tüchtigen Besen die märzschmutzige Garnisonstraße. Doch Iwanowitsch kam nicht. Am zweiten Abend tauchte er auf. In einen Schafpelz gehüllt, den hohen Fellkragen aufgeschlagen, schritt er an mir vorüber, scharf nach allen Seiten ausspähend. Als er mich passiert hatte, holte ich mit meinem Besen aus und traf sein edles Haupt und seinen Rücken mit solcher Wucht, daß er auf dem schlüpfrigen Pflaster ausglitt und in den mit Tauwasser gefüllten Rinnstein fiel. Mit einem Satz übersprang ich den Gartenzaun und war in einigen Minuten zu Hause, warf den falschen Schnurr- und Backenbart in den Ofen, dessen Feuer ich mächtig schürte. Iwanowitsch fehlte eine Woche: es hieß, er sei gestürzt und hätte sich eine Verletzung am Knie zugezogen.“

Hier war uns in knappen Worten eine kleine Episode aus dem Kampfe, in dem wir standen, lebendig vor Augen geführt.

Der Sommer 1901 zeichnete sich durch anhaltende Hitze aus, der im August schwüles Wetter folgte.

Ich machte eines Tages in den Nachmittagsstunden einen Spaziergang um die Feste. Im Stadtpark spielte die Kurkapelle, doch mich zog es nicht dahin; ich zog die Einsamkeit vor. In Gedanken versunken ging ich langsam meines Weges. Noch ein knapper Monat, und dann würde ich aus dem weltabgeschiedenen Städtchen scheiden und in der Weltstadt St. Petersburg mein Studium beginnen. Wie würde ich diesen Wechsel bestehen? Ein Examen, viel schwerer als das Abitur, stand mir bevor. Von der Peddust an den Newakai, aus dem liebeatmenden Elternhause in die harte Welt! Würde ich in diesem Wechsel bestehen? Nichts Sieghaftes erfüllte meine Seele, sondern Ungewißheit und Zweifel. Das Leben würde mich wiegen und wehe mir, wenn es mich zu leicht befände!

So grübelte ich . . . Da schlug eine bekannte Stimme an mein Ohr: „So in Gedanken, Herr Gundalin!“ Ich blickte auf. Zwei junge Mädchen standen vor mir: die eine, eine Arensbürgerin, die andere ein Kurgast, groß, vollschlank, mit schwarzem Haar, wunderbar dunklen Augen und sehr sympathischen Gesichtszügen – Schneewittchen –.

Mein Herz schlug in schnellen Schlägen, vier Jahre mußte ich überbrücken. Damals war sie ein vierzehnjähriger Backfisch, nun stand ein schön erblühtes Mädchen vor mir. Alles uns Trennende schwand. Eine warme, weiche Stimmung ergriff mein Gemüt. Nun hatte das Schicksal mich doch noch einmal mit ihr zusammengeführt. Wir gerieten in ein Gespräch, bei dem ihre Freundin sich bald überflüssig vorkam: unter dem Vorwande, häusliche Pflichten zu haben, verabschiedete sie sich. Ich forderte „Schneewittchen“ zu einer Bootspartie auf. Sie willigte ein, und wir fuhren die Peddust hinauf bis zur Vergißmeinnicht-Insel, wo die alten dunkelblättrigen Erlenbäume standen, und die großen weißen Wasserlilien blühten. Dort machte ich halt. Wir sprachen erst über neutrale Dinge, doch dann kam das Gespräch, eine persönliche Färbung annehmend, auf die Zeit vor vier Jahren. Es stellte sich heraus, daß sie infolge meiner allzu offenkundigen Huldigungen in der Schule unter den Neckereien der Kameradinnen gelitten hatte. Mein Verhalten damals hatte vieles verdorben.

Der September zog ins Land. Ich machte bei allen Verwandten und Bekannten Abschiedsbesuche. Von meinen Eltern wurde ich zum Hafen begleitet, wo ich meinen Kameraden Fritz Sohn traf, der auch in Petersburg zu studieren beabsichtigte. Nach der zweiten Glocke verließen, wie üblich, die Nichtreisenden das Schiff, nach der dritten ertönte die Schiffssirene: der „Kleine Konstantin“ setzte sich langsam in Bewegung. Taschentücher winkten, dann machte er eine Wendung. Die Stadt und das Schloß versanken. Es ging zu neuen Ufern.

Als Student in St. Petersburg und Lehrer in Welikije Luki

Am Newaufer, das in Granit gefaßt ist, steht ein junger blasser Student, dessen Uniform vor Neuheit glänzt. Man sah es mir wohl an, daß ich in der großen geräuschvollen Stadt der stolzen Schöpfung des gewaltigen Zaren Peter des Großen fremd bin. Ich starre in die schnell dahinschießende Flut des imposanten Stromes, der sein Wasser majestätisch dem finnischen Meerbusen zuführt. Täglich eile ich in der Dämmerstunde an den Newakai, um für meine heimwehkranken Seele durch den vertrauten Anblick des Wassers neue Kraft für den Lebenskampf, in den ich geraten war, zu finden. Betäubend wirkt anfänglich die Größe, das geräuschvolle Treiben und die verschwenderische Pracht der Residenz des russischen Reiches.

Aber das war es nicht was mich erschütterte, es war das in allen Beziehungen so ganz andere neuartige Leben, das an mich herantrat.

Die Wohnungsfrage, so meinte ich, schien zunächst gut gelöst. 4 Arensbürger, 2 Neulinge, darunter ich, und 2 in Petersburg bereits eingelebte und sich allen sich bietenden Genüssen hingebende Studenten, mieteten zwei geräumige und gut eingerichtete Zimmer. Die Letztgenannten gaben den Ton an. Ein öder Materialismus hatte sie, ohne daß sie es selbst bemerkt hatten, mit voller Macht ergriffen. Vom Arensbürger Idealismus, dem auch sie einst gehuldigt, war nichts nachgeblieben. Wir Neulinge fanden zu ihnen keine Brücke. Unser Domizil wurde bald Sammelpunkt für unsere ganz verschiedenartigen Freunde. Hasardspiele und der Alkohol, dem zum Glück mäßig zugesprochen wurde, so daß unsere Zusammenkünfte nur selten ausarteten, waren das übliche Bindemittel. Dieses Zusammenleben konnte mich in keiner Weise befriedigen.

Noch unerfreulicher waren die Zustände in einer deutschen Familie, in der ich täglich einem Gymnasiasten Nachhilfestunden gegen ein allerdings gutes Mittagessen erteilte. Glücklicherweise fühlte ich mich weder dort, noch in unserer studentischen Behausung.

Ich bewegte mich aber nicht nur in diesen kleinen intimen Kreisen, sondern auch unter meinen Universitätskameraden. Drei Gruppen von Studenten schien es zu geben. Die erste studierte um des Broterwerbs willen, die zweite studierte, um Politik zu treiben, und zwar eine umstürzlerische rote Politik, und beide Gruppen genossen dabei vom Leben soviel wie möglich. Die dritte, eine sehr kleine Gruppe, trieb wirklich Wissenschaft. Viele von ihnen waren Idealisten mit hohen ethischen Zielen. Diese Idealisten waren mir lieber als der ungezähmte Lebensdrang der anderen.

Über die russischen Studentinnen, mit denen ich nicht in Berührung kam, konnte ich mir keine Meinung bilden. Ich hörte aber wenig Gutes über sie.

Mit sechs Kapazitäten hatte ich es an der Universität im ersten Semester zu tun. Es waren Persönlichkeiten, die den Studenten etwas bieten konnten. Ich schätzte daher auch jeden in seiner Art, aber sie boten mir nicht genügend, weil ich in meiner Unerfahrenheit Unmögliches von ihnen erwartete und verlangte. Meine wissenschaftlichen Bestrebungen ließen daher bald nach und schon ab Mitte Oktober begann ich, die Vorlesungen zu schwänzen. Ein Jahr später lächelte ich über meine überspannten Erwartungen.

Um mir Familienanschluß zu verschaffen, ließ ich mich durch Vermittlung in eine deutsche Petersburger Familie zu einem Tanzabend einladen. Was für einen anderen Geist hatte doch solch eine Familienfeier in Arensburg getragen. Diese jungen Menschen waren ganz anders als ich. Sie gehörten einem Gesellschaftskreise an, der mir mit seinem Getue und Gehabe ganz fern stand. Deutsch mochten diese Leute gewesen sein, baltisch waren sie nicht. Ich aber kannte keinen anderen Maßstab als den heimatlichen. Es war erschreckend, wie das Laster unter dem Deckmantel der Wohlanständigkeit im Geheimen wucherte.

Aber noch brutaler wirkte es, wie es sich in der Öffentlichkeit auf der Straße breit machte. Eine Reihe von kleinen Erlebnissen und Beobachtungen trug nicht zu meiner innerlichen Stabilisierung bei – im Gegenteil.

Ich lernte auch einige russische Studenten kennen. Einen, der sich mir angeschlossen hatte, lud ich zu einer Tasse Kaffee ein, was er dankend annahm. Er sagte mir, um den Schlüssel zur russischen Volksseele zu finden, müsse ich Dostojewski studieren. Ich folgte seinem Rat und las drei Romane dieses Schriftstellers. Jedoch war ich mit dieser Lektüre dem Verstehen der russischen Volksseele nur wenig nähergekommen, hatte aber meine eigene Innenwelt zu allen übrigen neuartigen und schweren Eindrücken so stark belastet, daß ich wie betäubt durchs Leben ging, weder fähig zum Besuch der Vorlesungen noch zum wissenschaftlichen Arbeiten.

Gab es denn nun wirklich nichts Positives, an dem ich mich aufrichten und das mir zum Halt werden konnte? Ich war doch ein treuer Sohn der Kirche, der seit Pastor Rinnes vorzeitigem Tode keinen Gottesdienst versäumt hatte. Auch in Petersburg unterließ ich es nie, am Sonntag den Gottesdienst zu besuchen. Nicht 10 Minuten brauchte ich zur Petrikirche.

Die Petrigemeinde hatte hervorragende Prediger. Die herrliche Orgel spielte Professor Homilius, eine Kapazität auf seinem Gebiet. Mein Herz aber blieb unbefriedigt und leer, obwohl die Predigten geistvoll waren, es wurde nicht mit Andacht erfüllt und fand keinen Trost. Das lag natürlich an mir. Ich war in dem mich umgebenden irdischen Geschehen so befangen, daß ich für das Göttliche nicht mehr als ein rein theoretisches Interesse empfand. Mehr bot mir der christliche Studentenkreis, der sich einmal wöchentlich um Baron Nikolai in seinem schönen Hause an der Moika 30 sammelte, einem tiefgegründeten Christen, dem es blutiger Ernst war, ein Jünger Jesu nicht zu scheinen, sondern zu sein. Aber die Bibelbesprechungen bei Baron Nikolai fanden in russischer Sprache statt, weil an ihnen sich auch Russen beteiligten, die kein Deutsch verstanden. Daran konnte ich mich nicht so leicht gewöhnen. Religion und Muttersprache gehörten zueinander, sie umschlang ein Band. Ich konnte mit meinem Herrgott nur deutsch sprechen. In diesem Kreise aber wurde Er in russischer Sprache angerufen und verherrlicht. Ich besuchte daher diese wöchentlichen Zusammenkünfte nur selten, obwohl der brüderliche Geist, der in ihnen zum Ausdruck kam, mir zusagte. Ich konnte aber dort nicht recht warm werden.

Soviel über die ersten Eindrücke, die ich in Petersburg empfing und die überwältigend auf mich einstürzten, mich matt und müde machten und mich nicht zur Ruhe kommen ließen. Das, was in mir vorging, konnte ich meinen Eltern nicht schreiben. Ich mußte mich in meinem Briefverkehr mit ihnen auf eine Auswahl dessen, was ich erlebte, beschränken und meine innere Zerrissenheit und Hilflosigkeit verschweigen. So trug mein Briefverkehr einen oberflächlichen und unaufrichtigen Charakter bis auf eine Ausnahme. Wenn ich die Feuerprobe des ersten Studentenjahres bestand und als Sieger aus allen Schwierigkeiten und Wirrsalen hervorging, so verdanke ich es meiner Bekanntschaft aus meiner Schülerzeit auf der Arensburger Schlittschuhbahn, die ich „Schneewittchen“ nannte und mit der ich jetzt korrespondierte.

Sie hatte aus meinen Briefen meine innere Verfassung verständnisvoll erfaßt und an Abhilfe gedacht. Was riet sie mir? Erstens, mich von meinen Freunden in der gemeinsamen Wohnung zu trennen. Zweitens, den Vorlesungen regelmäßig beizuwohnen und an der Hand guter Bücher und Nachschriften, die man käuflich erwerben konnte, alles im ersten Semester Versäumte nachzuholen.

Drittens, Dostojewski den Abschied zu erteilen und viertens, den Glauben an die Menschheit und den Menschen nicht zu verlieren. Ich solle nicht annehmen, daß es in Petersburg nur Schmutz und Laster gebe, sondern auch viel Schönes, Edles und

Gutes. Der Schmutz liege in der Großstadt häufig offen da, nach Edelsteinen und Gold müsse man aber schürfen.

So lauteten ihre ganz praktischen Vorschläge. Die Notwendigkeit, dieselben zu befolgen, sah ich ein, ihre Realisierungsmöglichkeit war vorhanden, also konnten und mußten sie zur Tatsache werden.

Zu Beginn des neuen Jahres und damit auch des neuen Semesters, ging ich dann auch ganz energisch an die Realisierung dieser Vorschläge. Am 2. Januar teilte ich meinen Stubenkameraden mit, daß wir uns trennen müßten. Sie sahen es ein, daß für mich ein ersprießliches Arbeiten unter den gegebenen Umständen nicht möglich sei. Als die Vorlesungen am 20. Januar begannen, war ich guten Mutes. Ich hatte in die betreffenden Fächer Einblick gewonnen und ihre Grundelemente erfaßt. Bald stellte es sich heraus, daß auch die Privatstunden, die ich erteilte, mich beim Arbeiten hinderten. Ich gab sie auf. Dostojewski existierte für mich nicht mehr – mit einem Schlage hatte ich mich aus seinem Banne gelöst. Alles in allem genommen, hatte ich ein neues Leben angefangen, denn wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Am 8. Februar, dem Gründungstage der Petersburger Universität, gewann ich Eindrücke ganz anderer Art.

Als ich am Morgen dieses Tages die Universität betrat, schwirrte es in ihr wie in einem aufgeregten Bienenkorb. Die Auditorien waren leer, die Professoren glänzten durch Abwesenheit. In der Aula waren reichlich tausend Studenten versammelt: Eine illegale politische Zusammenkunft ging vor sich. Ich verhielt mich, wie die meisten Balten, passiv.

Um 11 Uhr hieß es: Taskin wird sprechen, der berühmte Taskin, Absolvent von vier Fakultäten. Viele mir bekannte Studenten verließen demonstrativ das Universitätsgebäude. Ich aber blieb, um Taskin zu hören.

Er entwarf in seiner Rede das ideale Bild eines gerechten Zukunftsstaates, in dem es weder Arme noch Reiche, weder Knechte noch Herren geben würde. Sondern nur noch zufriedene und gleichberechtigte Menschen. Um diesen Zustand aber zu erreichen, müßten die störenden feindlichen Gewalten vernichtet werden. Thron und Altar, die beiden Geißeln des Volkes, müßten verschwinden, diese satanischen Grundpfeiler der Reaktion, die dem Glück der großen Masse der Proletarier im Wege standen.

Taskin wurde in der folgenden Nacht verhaftet und verschwand spurlos. Die Universität wurde vorübergehend geschlossen. Nebst vielen anderen erhielt ich vom Universitätsinspektor einen schriftlichen Verweis für den Besuch einer unerlaubten Zusammenkunft.

14 Tage später gab es auf den einzelnen Kursen Abstimmungen über die Wiedereröffnung der Universität. Die Arbeitswilligen, zu denen ich gehörte, siegten mit einer Majorität von 68%.

Nach einer unfreiwilligen Ruhepause öffnete die Universität wieder ihre gastlichen Tore. Doch vor Beginn der regelmäßigen Arbeit gab es eine grandiose Prügelei zwischen rechtsstehenden und roten Studenten, an der ich aktiv teilnahm. In dem sehr langen aber schmalen Korridor standen sich die Parteien gegenüber und schlugen aufeinander ein. Nach längerem Ringen und Kämpfen hatten wir gesiegt und unsere Gegner zur Universität hinausgedrängt. Noch hatten die gemäßigten Elemente die Oberhand. Ich hatte eine tüchtige Beule am Kopf und mehrere blaue Flecken am Körper, aber die gerechte Sache hatte gesiegt.

In diesen ereignisreichen Tagen besuchte die kaiserliche Familie das deutsche Theater. Die deutsche Gesellschaft triumphierte, denn sie sah in diesem Theaterbesuch des Zaren eine Höflichkeitsgeste ihr gegenüber. Ich war von der Erscheinung des Zaren enttäuscht. Dieser Mann gebot über 150 Millionen Untertanen, ihr Wohl und Wehe hing

von ihm ab, dem Mann mit der müden Seele. Mir zog eine bange Ahnung durch die Brust, daß bei einem sich erhebendem Sturm er nicht der Steuermann sein würde, der das Staatsschiff in den sicheren Port der Ruhe zu lenken verstünde.

In den letzten Apriltagen fanden die Prüfungen statt. Sie bedeuteten für mich viel mehr als einfache Versetzungsprüfungen von dem ersten auf den zweiten Kursus, ihr Ausgang war maßgebend für mein weiteres Studium. Die 7 Besten hatten die Möglichkeit, ein kaiserliches Stipendium zu erhalten, und auf das war ich angewiesen, um mein Studium fortsetzen zu können. Schon glaubte ich, mein Ziel, die Erlangung eines kaiserlichen Stipendiums, nicht erreichen zu können. Es ging bei den Prüfungen nicht alles nach Wunsch. Ich hatte schon meinem Vater geschrieben und ihn gebeten, mir noch ein zweites Jahr des Studiums zu ermöglichen. Dann aber trat eine Wende ein. Die letzten Prüfungen konnte ich mit der Bewertung „sehr gut“ abschließen. Professor Braun, der Dekan unserer Fakultät sagte mir: „Sie stehen an 6. Stelle. Wenn der Inspektor mit ihrer politischen Haltung zufrieden ist und dieselbe nicht beanstandet, ist ihre Sache in Ordnung.“

Ich bedankte mich und begab mich in die Universitätskanzlei. Der Inspektor wußte gut Bescheid, er erklärte mir schmunzelnd folgendes: „Sie haben sich am 8. Februar an einer illegalen Zusammenkunft beteiligt, wohl aus Neugier den berühmten Taskin zu hören. Aber Rußland kann keine Taskins brauchen. Es muß solche Fremdkörper aus seinem Organismus entfernen. Am 24. Februar haben sie für die Aufnahme der Universitätsarbeit gestimmt und am 26. sich tapfer mit den Roten geschlagen. Damit haben sie ihr unüberlegtes Handeln wieder gutgemacht. Ich werde ihr Gesuch um ein Stipendium befürworten.“

Ich stand auf, bedankte mich bei ihm und begab mich zum nächsten Postamt, wo ich ein Telegramm an meinen Vater aufgab: „Kaiserliches Stipendium errungen.“

Die Welt war so schön, die Menschen so gut, das Leben so herrlich und ich selbst über alle Maßen glücklich, denn am nächsten Tage sollte ich für die Dauer der Sommerferien die Reise an Bord des Dampfers „Riga“ in meine Heimatstadt Arensburg antreten. Nie ist mir das Meer so großartig und hehr erschienen, wie an diesem herrlichen Gottestage, da die Reise in die Ferien begann. Ein warmes Glücksgefühl erfüllte mich beim Gedanken, in wenigen Tagen in der Heimat zu sein.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Reval nahm die „Riga“ Kurs auf Arensburg.

Die Moonsundpassage verbrachten wir auf der Kommandobrücke. Ein Leuchtfeuer nach dem anderen tauchte auf und verschwand. Die Nacht war hell, aber die Feuer leuchteten doch und leiteten das Schiff sicher von Boje zu Boje und Marke zu Marke, bis wir bei Paternoster in den Rigaschen Meerbusen einbogen.

Wir hielten Kurs auf den Abroschen Leuchtturm, den die Sonne mit ihren frischen Strahlen umhüllte. Schrill tönten die Schreie der Möwen und Seeschwalben, die sich rüstig tummelten, um ihrer Tagesbeschäftigung, dem Fischfang mit Erfolg nachzugehen. Der Morgendunst, der die Küste eingehüllt hatte, war zerronnen. Ein frischer Südwest brachte von Domesnäs her reihenweise anrollende weißgekrönte Wogen, deren Wucht aber durch die vorgelagerten Inseln und Riffe, die die Einfahrt nach Arensburg umschließen, gemildert war. Wir liefen auf westlichem Kurs. Ein Kommando des Kapitäns an den Mann im Steuerhäuschen, und wir drehten nach Norden. Dort lag schon Romasaar. Wir näherten uns schnell unserem Ziel. Auf dem Damm standen in langer Reihe die Mietkutschen; am Brückenkopf staute sich eine recht zahlreiche Menschenmenge, in der ich meine Mutter und meine Lieblingskusine Ina erblickte.

Meine vollgepackten Koffer dünkten mir federleicht, so daß ich sie spielend von Bord auf den Damm trug, wo ich in den Armen meiner Mutter landete.

Nun war ich wieder bei den Menschen, die ich von klein auf kannte, hier war ich zu Hause.

Das Bild, wie sich der Sommer gestalten würde, klärte sich sehr bald. Die Familie Link lebte auf dem Lande, in Ennofer-Kergel ca. 20 km von der Stadt entfernt. Daher bekam ich Olly Link nicht zu Gesicht. Sie war 19 Jahre alt geworden. Ich hatte meine Empfindungen für sie nie analysiert, sondern mich immer nur dem starken Zauber ihrer schönen Gegenwart hingegeben, der mich so lange in seinen Fesseln hielt, wie ich mich in ihrer Gesellschaft befand.

Im August mußte sich meine Schwester einer Operation unterziehen, die tödlich ausging. Sie war mit Olly Link eng befreundet gewesen. Wohl nie in meinem Leben habe ich ein so starkes Zusammengehörigkeitsgefühl mit einem anderen Menschen gehabt wie in dem Augenblick, als sie mir mit einem festen Händedruck ohne ein Wort zu verlieren, ihr Beileid kundtat. Der tiefe Schmerz um die geliebte Tote, die uns beiden eine verständnisvolle Freundin gewesen war, schuf eine außergewöhnlich feste Bindung zwischen uns, in der wir beide Linderung unseres Leides fanden.

Ich hatte nun Zeit, mein Gefühl für Olly Link zu prüfen.

Eines Tages fuhr ich mit angereisten Verwandten der Familie Link in einer Mietkutsche für den ganzen Tag nach Ennofer. Die Luft war durchsichtig klar, die Sonne wohlthuend warm, der Wind lind und milde wie in südlichen Himmelstrichen. Der Himmel zeigte statt des nordischen Hellblaus eine satte Färbung in tiefem Dunkelblau. Wir verbrachten einen wundervollen Tag mit Plaudern, Spaziergängen und Tafelfreuden. Je länger ich in Olly Links Gesellschaft weilte, diesem von der Natur reich mit Schönheit beschenkten Mädchens, desto stärker wurde in mir der Wunsch, sie ganz an mich zu fesseln. Ich setzte bei ihrer Mutter durch, daß es ihr erlaubt wurde, mit uns am Abend zur Stadt zu fahren und einige Tage zu verweilen. In Arensburg angekommen, beschloßen wir, am nächsten Nachmittag nach Brakelshof zu wandern. Mit dem Gedanken, in Brakelshof muß die Entscheidung über deine Zukunft fallen, beschloß ich den Tag.

Es war am Sonnabend, dem 10. August 1902 um die 6. Abendstunde, als ich mich im Brakelshofschen Tannenforst verlobte, einem geheimnisvollen Drange gehorchend, der mich so handeln ließ.

Als ich Anfang September nach Petersburg zurückreiste, war ich ein anderer als ein Jahr zuvor. Es folgten vier Jahre fleißiger Arbeit, ehe ich mein Studium erfolgreich abschloß.

Da ich bereits vier Jahre verlobt war, schlug ich das Angebot, weiter an der Universität zu verbleiben, um wissenschaftlich zu arbeiten, aus. Nach reiflicher Überlegung entschied ich mich für Welikije Luki, wo ich an der dortigen Oberrealschule und am Mädchengymnasium als Deutschlehrer unterrichten sollte. Wie ich den letzten Sommer vor dem Antritt meines Lehramtes gestaltete und verbrachte, ist mir entfallen. Nur der letzte Abend vor meiner Abreise ist mir noch deutlich in Erinnerung.

Ich saß auf der Uferbank. Am Strande war es so dunkel, daß man keinen Fernblick gewinnen konnte. Das Städtchen schlief. Geisterhaft verschwommen blickte das Schloß zu mir herüber. Es strahlte kein Stern, am Ufer herrschte Stille, aber das Meer rauschte, als ob ein schwerer Wind es pfluge. Trotz der späten Jahreszeit war es beangstigend schwül. Im Südosten flammte ein heller Schein am Himmel auf. Es wetterleuchtete von Minute zu Minute heftiger. Der Romasaarhafen und Abro waren mitunter in ein Flammenmeer getaucht. Schwarzes Gewölk hing am Himmel, das immer wieder von einem urgewaltigen Licht zerrissen wurde. Ich konnte mich von diesem Schauspiel nicht losreißen. Wie betört starrte ich in die Feuerfluten, die nun auch über dem Schloß in hellen Lohen aufleuchteten, so daß es von einer Überfülle von Licht überflossen schien, um gleich darauf in tiefster Finsternis zu versinken. Aus Südwest kam

Wind auf. Das Meer rauschte mächtiger. Eine kurze Weile schien es, als ob der Feuerzauber ein Ende gefunden hätte. Doch dann flammte, wie eine schlanke Säule, ein Blitz auf, der Himmel und Wasser verband. Ein grollender Donner erschütterte das Land und ein Regen kam schwer rauschend wie eine Sturmflut über das Meer herangejagt. Eiligen Schrittes konnte ich gerade noch unser Haus erreichen, als die ersten Tropfen, denen sofort ganze Wassergüsse folgten, an die Fenster trommelten.

Am anderen Tage verließ ich meine Heimatstadt. In Gedanken nahm ich Abschied von meiner Jugendzeit. Nun mußte ich mich als Mann im Lebenskampf bewähren. Es war die Frage, ob ich die Zukunft würde meistern können. Würde ich Hammer oder Amboß sein?

Es war am Morgen des 8. September 1906, als ich in Welikije Luki eintraf. Ich begab mich sofort zu einer Antrittsvisite bei meinem zukünftigen Direktor.

Ich wurde freundlich empfangen, was mir wohlthat. Eine bange Ahnung ergriff mich, als ich die wild tobenden Schüler in der Pause vor mir sah. Besaß ich die pädagogischen und methodischen Fertigkeiten, bei gebotener Disziplin mein Wissen den Schülern übermitteln zu können? Befürchtungen stiegen in mir auf, die sich sehr bald bewahrheiteten. Es dauerte fast 3 Jahre, ehe ich die Schüler in der Oberrealschule beherrschte, um mit ihnen erfolgreich arbeiten zu können. Im Mädchengymnasium, in dem ich in der pädagogischen Klasse lauter 18- und 19jährige Mädchen unterrichtete, gelang mir gleich die erste Stunde.

Die Weihnachtsferien verbrachte ich in Arensburg, wo ich am 28. Dezember in der St. Laurentiuskirche von Oberpastor Blossfeld mit Olga Link getraut wurde.

Am 6. Januar begann dann unser ganz auf uns gestelltes Eheleben in der neuen Heimat, die doch keine war und eine solche auch nicht werden konnte und sollte.

Der Weltkrieg

Es kam das Jahr 1914. Wir empfingen es im süßesten Schlaf. Unser Gewissen war ruhig, da wir doch so vorzügliche bürgerliche Leute und angesehene Menschen zu sein vermeinten. Keinen Gottesdienst ließen wir aus, und ich war im Kirchenrat. Der erste Januar hatte mir den Titel eines Kollegienrats und den Annenorden III. Kl. gebracht. Noch einige Jahre und ich war Staatsrat, die höchste Staffel, die ein Lehrer erklimmen konnte, als Direktor winkte einem noch der wirkliche Staatsrat.

Unsere Sparkassenbücher füllten sich allmählich und ich hatte mich auf den Erbensfall hoch versichert. Nach 15 Jahren hätte ich diese Summe ausbezahlt bekommen.

Schon schmiedete ich weitgehende Zukunftspläne: Pensionierung nach 25jährigem Dienst, also ab 1931, eine kleine Villa am Eastschen Strande in der Schworbe auf einer baumumsäumten Lichtung mit dem Blick auf das Meer. Der Rest meines Daseins sollte ganz und gar der Dichtkunst, der ich jetzt nicht viel Zeit zuteilen konnte, gewidmet sein.

Im Mai erlebte ich eine volle Anerkennung meiner pädagogischen Arbeit. Der Direktor des Gymnasiums wohnte den deutschen Prüfungen in den obersten Klassen bei und war über die Kenntnisse der Abiturienten erstaunt. Meine Methode, leichte moderne Erzählungen im Unterricht zu lesen, hatte sich bewährt. Die Klassiker konnten ruhen, sie eigneten sich infolge ihrer hochtönenden Sprache nur wenig für den Gebrauch in einer russischen Oberrealschule.

Am 6. Juni begannen die Sommerferien und nun ging es, wie alle Jahre, für diese Zeit in die Heimat. Meine Frau war mit den Kindern schon Ende Mai abgereist. Sie hatte mir ihre glückliche Ankunft in Arensburg, begünstigt vom besten Wetter, angezeigt. Es zog der vierte schöne Sommer ins Land.

Ich reiste im Internationalen Schlafwagen nach Riga und dann mit der „Osilia“ nach Arensburg.

Die ersten Wochen der Ferien verlebten wir auf dem Lande. Täglich badeten wir von der Sandbank aus, die sich nicht weit vom Ufer hinzog. Die Kinder planschten barfuß am Strande. So freuten wir uns unseres gesicherten Familienlebens. Wie schön war doch das Leben!

Es war ein Sonnabend, der letzte auf dem Lande; am Montag sollten wir zur Stadt. Wir saßen am Abendbrottisch, als die Post gebracht wurde. Die Zeitungen meldeten in fetten schwarzen Überschriften die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand in Sarajewo. Ein Schauer rann mir über die Seele. Ich wußte, das war der Krieg mit allen seinen Schrecken und unberechenbaren Folgen. Ich unternahm einen abendlichen Spaziergang und machte mir Gedanken über die politische Situation der europäischen Staaten und Völker. Kein Windhauch regte sich. Die Lerchen sangen hoch im blauen Äther ihr Abendlied. Die tagesmüde Sonne warf goldrote Strahlen über den grünen Wald und umschmeichelte ihn mit zartestem Licht. Himmel und Erde waren in unbeschreibliche Schönheit getaucht. Nichts, aber auch nichts deutete auf Not, Tod und Blut hin.

Jedoch nur die Natur trug das Siegel des Friedens.

Einerseits Revanchegedanken in Frankreich, Einkreisungspolitik in England, Eroberungsgelüste in Rußland, auf der anderen Seite Deutschland mit Kaiser Wilhelm II., der recht phantastische Vorstellungen von der Größe und Macht seines Reiches hatte, mit einem Kanzler, der die englische Politik ganz falsch einschätzte, Österreich, diesem nicht mehr regierbaren Vielvölkerstaat mit einem Greis auf dem Thron, und Italien, ein unverlässlicher Bundesgenosse.

So sah es in der Welt der Großen in Europa aus.

Alle meine Hausgenossen glaubten nicht an einen baldigen Ausbruch des Krieges. Auch ich ließ mich überreden, daß ich zu schwarz sehe. Aber in der Seele blieb ein Stachel zurück, der in mir im Laufe der nächsten Wochen keine ungetrübte Freude aufkommen lassen wollte.

In der Stadt verlief das Leben zunächst wie üblich. Im Yachtclub schöne Regatten, zum Nachmittagskonzert im Stadtpark eine bunte vielköpfige Menge.

Am Dienstag, dem 16. Juli a.St., traf ich den Steuermann der „Osilia“, der mir zuflüsterte: „Dünamünde ist vermint!“ Diese Meldung bedeutete die nahe bevorstehende Kriegserklärung, die dann auch sehr bald erfolgte. Sie wurde auf der Insel Oesel durch ein in russischer und estnischer Sprache verfaßtes Schriftstück bekanntgegeben, darin die „räuberischen Gelüste“ Deutschlands geschildert wurden, das nun über die Baltischen Provinzen herfallen würde, „um sie in seinem Wolfsrachen zu verschlingen“. Nach dieser Darstellung waren die Ostseeprovinzen in erster Linie vom Feinde bedroht.

Welch ungeheure Wirkung dieser Aufruf hervorrief, wird in der Anseküllschen Chronik geschildert:

„In Arensburg entstand eine unbeschreibliche Verwirrung. Am 20. Juli a.St. ist die Badesaison hoch auf der Höhe, Hunderte von Kurgästen weilten damals auf Oesel. Diese wähten sich nun auf einem besonders gefährvollen Posten oder glaubten auch wohl, ihr Heim jenseits des Rigaschen Meerbusens in Gefahr. Alle diese Fremden hatten nur das einzige Bestreben, fort aus Oesel, so schnell wie möglich, fort von dieser Insel. In panischer Flucht, vielfach ohne ihren Verpflichtungen gegen die Stadt, die Hauswirte und den Arzt nachzukommen, überfluteten die Fremden den Hafen Romasaar und die Poststraße zum Sunde. Wer auf den überfüllten Dampfern, die den Verkehr schon in wenigen Tagen einstellten, nicht unterkam, versuchte mit „Postpferden“ oder mit Bauernwagen, den Sund zu erreichen. Auch die auf dem Festlande ansässigen Oeselaner, die den Sommer mit ihren Familien auf Oesel verbrachten, strebten ihren Heimten zu. Der Dampfer „Osilia“, der vor einigen Jahren von einer Aktiengesellschaft für den Verkehr zwischen Riga und Arensburg erstanden war, wurde von der Regierung eingezogen. Kein Passagierdampfer lief jetzt noch Romasaar an, und so waren die Oeseler ganz sich selbst überlassen und auf die Postverbindung mit Estland angewiesen, wie vor 50 Jahren.“

Nach diesen aufregenden Tagen und Wochen trat nun wieder äußere Ruhe ein und im ersten Halbjahr verspürten wir verhältnismäßig wenig von den Unbilden des Krieges. Im guten Glauben, daß ein solches Völkerringen höchstens einige Monate währen könnte, verfolgten wir, was Zeitschriften und Zeitungen an Nachrichten brachten. In dieser Abgeschlossenheit kam für uns die Zeit der nationalen Entscheidung. Auch der Unbeteiligtste, der Indifferenteste mußte sich die Frage vorlegen, wohin gehöre ich in diesem Krieg der Völker, wohin gehöre ich mit meinem Herzen, wohin mit meiner Pflicht? Für die einen war es immer der brennende Punkt ihrer Existenz gewesen, ob und wann die Geschichte ihnen eine völlige Vereinigung, einen Anschluß an die Stammesgenossen in Deutschland schenken würde. Sie hofften, daß nun die große Zeit der Erfüllung gekommen sei. Es waren andere, die erst jetzt durch die Ereignisse gezwungen wurden, sich Gedanken darüber zu machen, wohin sie mit ihrem Herzen gehören.

In stummer Pflichterfüllung haben sich in dieser Zeit der inneren Konflikte die Deutsch-Balten in die Reihen der russischen Armee gestellt, weil vor 200 Jahren die Geschichte ihnen die Pflicht auferlegt hatte, russische Interessen mit deutscher Gewissenhaftigkeit zu wahren, trotz des beleidigenden Mißtrauens und der offenen und versteckten Feindseligkeiten, die ihnen Kameraden und Vorgesetzte entgegenbrachten und denen sie auch die Ihrigen zuhause ausgesetzt wußten.“ (Ende Chronik)

Bis zum ersten Weltkrieg war mein Leben alles in allem nicht schwer gewesen, denn ich hatte es nur mit den Menschen meiner jeweiligen Umwelt und meinem eigenen Ich zu tun gehabt. Nun aber griffen ganz andere Gewalten in mein Dasein ein, Gewalten, gegen die ich machtlos war. Mein Pflichtgefühl sagte mir mit hartem Ernst: du bist russischer Staatsangehöriger und Beamter, du mußt treu auf deinem Posten stehen, gerade weil du ein Deutscher bist, komme was und wie es wolle. Eine innere Stimme aber, die wie eine machtvolle Glocke tönnte, rief mir Tag und Nacht zu, du bist ein Deutscher! Deutschland ist dein Vaterland, das Baltenland deine Heimat und Rußland die Fremde. Diesen Konflikt habe ich durch ernste Arbeit und bunte Zerstreuungen zu betäuben versucht.

Nun mußte auch ich Oesel verlassen, um rechtzeitig zum Schulbeginn in Welikije Luki zu sein. Es gelang mir, mit einem kleinen Küstendampfer „Georg“ das Festland zu erreichen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Riga traf ich rechtzeitig in Luki ein.

Am 6. Juni hatte ich Luki im tiefsten Frieden verlassen. Genau zwei Monate später kehrte ich zurück, und die Welt atmete Blut und Tod. Es war mir völlig unklar, wie sich meine Beziehungen zu meinen Kollegen und Schülern gestalten würden. Ob alles beim alten bliebe oder ob sich ein neues Verhältnis unangenehmer Art ergeben würde. Wieder lag die Zukunft wie ein Rätsel vor mir, wie ein verschleiertes Bild.

Der Unterricht begann wie üblich erst am 16. August. Ich hatte Zeit, das Verhalten der Kollegen mir gegenüber zu prüfen. Wir sahen uns auf den Konferenzen und bei den Nachexamina. Dabei machte ich folgende Erfahrung: Die älteren Kollegen waren voll Mißtrauen, das nur langsam schwand, die jüngeren waren in ihrem Verhalten dieselben geblieben. Der Inspektor und auch der Geschichtslehrer machten mitunter Bemerkungen wie: „Was schreiben denn Ihre Zeitungen? Wie werden sie unseren Einzug in Berlin schildern?“ Diese Anrempelungen unterblieben erst dann, als das Erscheinen deutschsprachiger Zeitungen in Rußland verboten wurde. Nach der Schlacht bei Tannenberg wurde es im Lehrzimmer sehr schweigsam. Über den Parademarsch nach Berlin schwieg man sich aus. Die alten Kollegen empfanden mich als Fremdkörper, denn in meiner Gegenwart verstummte jegliches politische Gespräch und alle militärischen Erörterungen. Da ich nur über Schulangelegenheiten sprach, gewöhnte man sich an meine Gegenwart.

Die Schüler verhielten sich mir gegenüber einwandfrei. Nur in der ersten Stunde in der sechsten Klasse, in der ich einige Gegner hatte, grüßte mich auf der Tafel die Inschrift: „Fort mit dem Deutschen!“

Ich beachtete diese Ungezogenheit nicht, sondern erzählte, mich ausschließlich der russischen Sprache bedienend, von meinen ersten Kriegseindrücken und meiner Fahrt mit dem „Georg“.

Die Jungen lauschten erst schweigend, dann erwachte ihr Interesse und es wurden Fragen gestellt, die ich nach Möglichkeit objektiv beantwortete. Während des ganzen Krieges blieben meine Beziehungen zu den Schülern ungetrübt. Ich war für sie „Der Deutsche mit der russischen Seele“ und sie für mich ein Gut, das mir anvertraut war. Wie es dabei häufig in meinem Herzen aussah, darüber will ich schweigen.

Ehe ich zur Schilderung dieses ersten Kriegsjahres schreite, will ich ein kleines, komisches Ereignis, charakteristisch für meine russischen Kollegen und russische Verhältnisse, festhalten:

Es war nach Schulanfang. Meine Familie befand sich noch in Arensburg. Daher führte ich ein einsames, aber dafür sehr beschauliches Junggesellendasein. Meine freie Zeit verbrachte ich mit den Schülern auf dem Sportplatz, mit denen ich täglich Fußball spielte. An einem Sonnabendnachmittag, unser Training war gerade beendet, erschien der Kollege Saweljew auf dem Fußballplatz. Die Uhr zeigte den beginnenden Abend:

Ich forderte den Kollegen auf, mich nach Hause zu begleiten, ich hätte gerade eine reichhaltige Sendung guter Krim- und Kaukasus-Weine erhalten. Er erklärte mir, daß er zu seinem großen Leidwesen meiner Einladung eigentlich nicht Folge leisten dürfe, da er zu acht Uhr abends den Inspektor und zwei weitere Kollegen zu einer Kartenpartie aufgefordert habe. Aber bis acht Uhr hätte man noch anderthalb Stunden Zeit. Er nehme also doch mit Dank meine freundliche Aufforderung an.

Es waren sieben Sorten Wein, die man mir zugestellt hatte. Ich setzte also sieben Flaschen auf den Tisch und wir tranken in Abständen, weise prüfend, von jeder Rebenart ein Glas. Als wir den ersten Gang beendet hatten, wollte ich die Probe eigentlich abschließen, denn ein leichter Rausch ließ mich Leben und Welt in den rosigen Farben sehen, und auch der Kollege war recht heiter geworden. Aber schon hatte er wieder die erste Flasche ergriffen, eingeschenkt und einen prüfenden Schluck genommen.

„Nicht wahr, wir beginnen von neuem?“ fragte er freundlich lächelnd. Ich bejahte aus Höflichkeit seine Frage, hielt mich aber zurück. Saweljew absolvierte indessen die zweite Tour und erzählte mir die rührende Geschichte seiner ersten Liebe: „Es ist nicht leicht, den süffigsten Wein herauszufinden?“ So unterbrach er seine Erzählung und begann die dritte Runde. Ich erinnerte ihn an seine Kartenpartie. Er meinte darauf, die möge samt den geladenen Kollegen der Teufel holen, er fühle sich bei mir wie im Himmel, doch dann besann er sich, bedankte sich für die unvergeßlich schöne Stunde und mit den Worten, es sei nicht so leicht, den besten Wein herauszufinden, trat er, sich auf seinen Spazierstock stützend, den Heimweg an.

Als ich am Sonntagmorgen aufwachte, schien die Morgensonne hell ins Fenster. Im Hause war es totenstill. In diesen Frieden klang plötzlich schrill unsere Hausglocke. Vor der Tür stand zu meinem Erstaunen der Inspektor in voller Galauniform. Erwartungsvoll öffnete ich die Tür und nötigte ihn, Platz zu nehmen. Was ich zu hören bekam, war ein Stoff für die Feder eines Lustspiieldichters.

Um acht Uhr abends hatten sich Saweljews Besucher, so berichtete der Inspektor, vollzählig versammelt. Der Gastgeber fehlte. Das wurde ihm aber nicht übel genommen, denn seine Wirtin forderte die Herren zu einem einwandfreien Imbiß mit gut gekühltem, erstklassigen Schnaps auf. Man befand sich im besten Schmausen, als der Hausherr erschien und statt seine Gäste zu begrüßen und seine Verspätung zu entschuldigen, sie in gröbster Art beschimpfte und ihnen vorwarf, daß sie seinen Imbiß, der ihn ein kleines Vermögen gekostet habe, auffressen. Er betitelte sie als Fresser, Säufer und Einbrecher und zerschlug dabei mit seinem Stöckchen Tassen, Teller, Gläser und Karaffen. Alle Mahnungen zur Vernunft und Ruhe seitens der Kollegen hätten keinen Erfolg erzielt, so daß die Gäste gezwungen waren, unter furchtbaren Beschimpfungen des erzürnten Gastgebers, so schnell als möglich das Haus zu verlassen.

Er, der Inspektor, habe nun mich aufgesucht, um mich als einem ehemaligen baltischen Studenten, der sich in Ehrensachen auskenne, zu bitten, Saweljew seine Forderung auf Pistolen zu überbringen, denn er habe das Bedürfnis, seine gekränkte Ehre durch das Blut des Beleidigers wieder herzustellen.

Er war mit seinem Erguß noch nicht fertig, so erschienen die beiden anderen Kollegen im schwarzen Gehrock mit demselben Anliegen, obwohl sie die ganze Angelegenheit mehr von der komischen Seite nahmen. Ich setzte den Herren auseinander, daß es ja noch eine andere Möglichkeit gebe, die verletzte Ehre wieder herzustellen, als das Duell, das ja auch mit dem Tode eines der Beteiligten enden könnte. Ich sei selbstverständlich bereit, die Forderung zu überbringen, aber ich würde versuchen zu erreichen, daß der Kollege Saweljew sich mündlich entschuldigt. Ich würde den Wortlaut seiner Entschuldigung formulieren. Durch einen solchen Akt, vollzogen vor mir, sei die angegriffene Ehre der Kollegen auch ohne unchristliches Blutvergießen wieder

hergestellt. Wenn Saweljew auf diesen Vorschlag nicht eingeht, dann allerdings müßte geschossen werden.

So begab ich mich also zu Saweljew, der noch den Schlaf des Gerechten oder vielmehr des Ungerechten schlief. Seine Wirtin erzählte mir unter reichlichen Tränen vom unbegreiflichen Toben ihres sonst stillen Mieters.

Sie begab sich in sein Schlafzimmer und weckte ihn etwas unsanft. Er streckte munterwerdend mir die Hand entgegen und sagte: „Entschuldigen Sie bitte, aber ich habe einen furchtbaren Kater.“ Ich ergriff seine Hand nicht, sondern erwiderte formell: „Ich habe Ihnen die Forderung auf Pistolen dreier Kollegen, die Sie beleidigt haben, zu überbringen. Ich bitte um Namhaftmachung Ihrer Sekundanten, mit denen ich das Nähere besprechen kann.“ Er starrte mich entgeistert an und wiederholte dann immer wieder die Namen der drei Kollegen und die Worte Forderung auf Pistolen. „Ich habe nie ein Schießisen in der Hand gehabt, soll ich Löcher in die Luft schießen! Gibt es denn keine andere Möglichkeit, diese im Alkohol begangene Dummheit aus der Welt zu schaffen? Ich erwiderte: „Wenn Sie bereit sind, auf meinen Vorschlag einzugehen, werde ich, während Sie sich ankleiden, den Wortlaut Ihrer Erklärung, die eine Entschuldigung enthält, festlegen. Wir gehen dann zu mir und Sie erledigen in würdiger Weise diese dumme Angelegenheit.“ Saweljew war zu allem bereit, nur nicht zum Schießen. So machte ich denn einen Entwurf ganz in russischem Geist gehalten; er fand Saweljews volles Einverständnis. Vor meiner Wohnung angekommen, bat ich ihn, so lange zu warten, bis ich mich mit den Kollegen ins Einvernehmen gesetzt habe. Ich fand sie bei der Weinprobe beschäftigt in rosiger Stimmung. Saweljew wurde gerufen und stehend trug er seine Entschuldigung mit Anstand vor, worauf seine Kollegen ihn umarmten und küßten und ihm die Hände schüttelten. Alle waren gerührt. Schnell lief ich in einen Laden und besorgte Brot, Butter, Käse und Wurst, stellte weitere Weinflaschen auf den Tisch und forderte zu einem Versöhnungsfrühstück auf. Die Einladung wurde mit Dank angenommen. Wir waren im besten Schmausen, als es klingelte und weitere Kollegen erschienen. Es hatten sich schon Gerüchte in der Stadt verbreitet, die umso phantastischer waren, als niemand etwas Bestimmtes wußte. Wir tafelten mächtig, und es blieb nicht bei den drei Flaschen. Wie im Nebel erinnere ich mich, daß wir schließlich, als die Frauen nach ihren Männern geschickt hatten, Arm in Arm durch die Straßen Lukis wanderten.

Nach und nach begann der Krieg auch in unser Leben einzugreifen. Eines Tages ließ mich der Direktor in sein Kabinett bitten. Er sah recht sorgenvoll aus – also war nichts Angenehmes zu erwarten. Schweigend überreichte er mir ein ministerielles Geheimschreiben, in dem verfügt wurde, daß Deutschbalten während des Krieges das Amt eines Klassenlehrers nicht bekleiden durften, als solcher erhielt man 50 Rubel monatlich. Der Direktor fragte mich, ob mein Familienname deutscher oder estnischer Herkunft sei. Er sei schwedischen Ursprungs, erwiderte ich. Er schwieg längere Zeit, dann sagte er, daß dieser Erlaß ab 1. Januar 1915 in Kraft zu treten habe.

Das neue Jahr begann, doch mir wurde meine Klasse nicht genommen. Auch erhielt ich mein volles Gehalt. Unser Schriftführer, der auch zugleich Kassenwart war, zuckte mit der Achsel, als ich ihn um Aufklärung bat. Ich sprach dann den Direktor daraufhin an. „Es hat sich machen lassen“ erwiderte er. „Wozu sind Gesetze da, um sie zu umgehen. Nicht wahr?“ Das war alles. Schließlich bat ich seine Gattin, die Deutschbalten war, um Aufklärung und von ihr erfuhr ich unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit, daß ihr Mann mich als Esten bezeichnet hatte. Für ein Linsengericht hatte er mein Erstgeburtsrecht geopfert. Ich war empört. Die Frau des Direktors sah aber in diesem diplomatischen Schritt nur seine große Sympathie für mich.

Das Jahr 1915 schien nicht anders zu verlaufen, als das vorhergegangene. So schien es, aber es sollte anders, als gedacht, kommen.

Im März 1915 wurde die starke österreichische Festung Przemysl von den russischen Truppen erobert. Die Schüler der siebenten Klasse baten, in einer Gefühlsaufwallung ungefärbter Vaterlandsliebe, aus Anlaß dieses wichtigen Ereignisses um die Abhaltung eines Dankgottesdienstes. Als ihr Klassenlehrer befürwortete ich ihre Bitte. Der Direktor aber hatte Bedenken in der Annahme, daß dieser Wunsch vielleicht nur vom Bestreben, eine Freistunde zu erhalten, geleitet wurde. Die Klasse wurde unruhig, denn ich hatte ihr versprochen, baldmöglichst Bescheid zu geben. Der Physiklehrer, der die nächste Stunde in dieser Klasse hatte, wurde mit dem Gesang der Hymne von den Schülern empfangen. Er verließ daraufhin die Klasse und erklärte dem Direktor, daß er unter solchen Umständen nicht unterrichten werde. Patriotische Manifestationen und physikalische Experimente vertrügen sich nicht. Ich wollte in die Klasse eilen, um die Schüler zu beruhigen, aber der Inspektor meinte, daß ich als Fremdstämmiger dieser delikaten Angelegenheit fernbleiben müsse.

Der Direktor versprach dann den Schülern, beschleunigt bei der Schulobrigkeit telegrafisch anzufragen. Nach einigen Stunden traf die Antwort ein. Der Gottesdienst dürfe stattfinden.

Die deutsche Offensive im Osten lief mit Erfolg an. Die Stimmung im Lehrerkollegium war sehr gedrückt und eine starke Nervosität machte sich bemerkbar. Unlustig, trotz des schönen Wetters, ging das Schuljahr seinem Ende entgegen. Wir, meine Familie und ich, mußten uns nach einem passenden Sommeraufenthalt umsehen, denn Arensburg war uns verschlossen, da es Kriegsgebiet, also Sperrzone, war. Zu Pfingsten reiste ich nach Riga, um am Rigaschen Strande für den Sommer eine Villa zu mieten. Aber die Eroberung Kurlands seitens der deutschen Truppen machte Fortschritte, die zur Folge hatten, daß auch der Rigaschen Strand als Sperrgebiet erklärt wurde. So sahen wir uns genötigt, den Sommer in Luki zu verbringen, weil ein Aufenthalt in einem russischen Kurort für uns wenig Anziehendes hatte. Es war der erste Sommer, den wir nicht in der Heimat erleben durften.

Wie kann man einen Sommer nicht in Arensburg erleben und doch leben? Beim Abitur wurden nicht nur ein, sondern oft auch beide Augen zugeedrückt, denn die Armee brauchte Offiziere. Es begann die Massenproduktion der „Praporschtschiki“ (Fähnriche).

Bei der deutschen Prüfung gab es eine unerwartete Überraschung. Als ich, wie üblich, die guten Schüler, die ihnen zugeteilten Abschnitte erzählen lassen wollte, erklärte der Inspektor mit gewichtigem Ernst, es sei während des Krieges in Rußland verboten, deutsch zu sprechen. Er dürfe daher eine solche Form der Prüfung, wie ich sie handhabe, nicht gestatten. Er erlaubte nur das Verlesen des deutschen Textes, dessen Übersetzung ins russische und die Beantwortung grammatikalischer Fragen. Es gab unter den Schülern eine kleine Erregung, über die ich aber hinweghalf, indem ich ihnen nur sehr leichte Fragen stellte und nicht ganz richtige Antworten schweigend hinnahm. Der Inspektor verstand kein Deutsch. Mein Freund, der Kollege Zuckerberg, assistierte; er gab sich mit den Antworten zufrieden, ob sie richtig oder falsch waren. Das Resultat war glänzend, aber für meine fernere Arbeit erschütternd. Es wurde mir klar, daß der Kulminationspunkt meiner Arbeit in Luki erreicht war. Die Schüler würden nicht mehr zu bewegen sein, sich beim Unterricht der deutschen Sprache zu bedienen. Was ich mit zäher und planmäßiger Mühe erzielt hatte, würde nicht Bestand haben. Das Niveau ihrer Kenntnisse würde sinken und meine kleine, aber gediegene deutsche Bibliothek würde nicht mehr benutzt werden.

Im Sommer 1915 leuchtete die erfolgreiche deutsche Offensive im Osten wie ein heller Stern in unser ödes Dasein.

Mitau wird nach blutigem Kampf erobert. Eine Flut von Verwundeten quillt in das sommerlich stille Luki. Unser Realschulgebäude wird zu einem Reservelazarett mit 200 Betten. Die Schule wird in 3 Abteilungen zerlegt und in 3 verschiedenen Gebäuden untergebracht. Die Verluste der Russen sind enorm. Aber was bedeutet das für das menschenreiche Zarenland. Man kann im Handumdrehen eine neue Million Soldaten einberufen; doch es mangelt an Waffen und vor allem an Offizieren.

Die alten, tüchtigen, gutgeschulten Treugesinnnten sind gefallen; der Kriegsfährrich kann den Friedensleutnant nicht ersetzen.

Mit den Verwundeten kamen auch die Flüchtlinge – Letten, Litauer und Juden überfluteten uns. Die Klassen schwollen von 40 auf 70 Schüler an. Die russischen Schüler blickten voll Mißtrauen auf die sauber und gut gekleideten Letten, die schön gescheitelt, mit weißem Kragen und Manschetten angetan waren. Bald kommt es in der Mittelstufe zu scharfen Meinungsverschiedenheiten und handfesten Schlägereien. Eigenartig ist es, daß die Letten und auch die Juden in mir einen Landsmann sehen. Ein Gefühl von Heimatzusammengehörigkeit scheint in diesen Jungen zu stecken, denn mit allen ihren Anliegen und Sorgen kommen sie zu mir.

Meine sportlichen Bestrebungen, die sich so planvoll entwickelt hatten, endeten sang- und klanglos. Man fand es nicht richtig, daß ein Fremdstämmiger Einfluß auf den Schulsport hatte. Die Folge war, daß das Fußballspielen einschloß. Eine Schülerdeputation bat mich, die Sache wieder in die Hand zu nehmen; doch ich durfte ihre Bitte nicht erfüllen, obwohl der Direktor für mich war. Er wollte gegen den Inspektor und einige andere Kollegen, die mich als Spitzel überwachten, nicht auftreten. Im Lehrerzimmer schwand jegliche offene Aussprache; eine schwüle Atmosphäre lastete auf uns. Der Direktor wurde von Tag zu Tag nervöser. Der Unterricht in drei recht weit voneinander gelegenen Gebäuden, zwischen denen man den ganzen Vormittag hin- und herpendeln mußte, war auch nicht angenehm.

Der Unterricht machte mir wenig Freude, denn in den Stunden fiel in freier Rede kein deutsches Wort mehr. Es wurde übersetzt und Grammatik getrieben.

Die Konferenz am 20. Dezember endete, wie es bei unserem Direktor zum Usus geworden war, mit einem kameradschaftlichen Beisammensein in seiner Amtswohnung. Es mochte zehn Uhr geworden sein, als die Frau des Direktors uns sagen ließ, wir sollten uns beeilen, die „Pirogge“ werde kalt. Der Inspektor schlug daraufhin zur Verkürzung der Konferenz vor, daß man das Betragen der Schüler der zwei oberen Klassen durchweg mit sehr gut zensieren möge, denn sie seien brave Jungens. Ein Kollege bemerkte dazu: „Um Kanonenfutter zu werden, verstehen sie genug.“

Es dauerte daher keine zehn Minuten, und wir saßen an der reichbesetzten Tafel unseres gastfreien Schulleiters. Es ging fröhlich her, denn unsere hübsche und gescheite Hausfrau übertraf sich selbst an Liebenswürdigkeit. Nachdem reichlich getafelt worden war, ging es an die Whisttische. Die wenigen nicht kartenspielenden Lehrer widmeten sich der Hausfrau. Aber die alte Ungezwungenheit und der frühere Schwung wollte sich doch nicht ganz einstellen – die deutsche Front hatte sich zu stark genähert.

Inzwischen zeitigte der Krieg in der Heimat böse Früchte. Mein Schwiegervater wurde auf Grund fälschlicher Denunziationen seiner eigenen Leute (Landarbeiter) deutschfreundlicher Gesinnung bezichtigt. Nur mit Mühe konnte er sich rechtfertigen. Die ihrer verleumderischen Beschuldigung überführten Leute gingen straffrei aus, da sie ja angeblich nur das Wohl des russischen Reiches im Auge gehabt haben sollten. In Wirklichkeit hatten sie unter dem Einfluß chauvinistischer Hetzer gehandelt.

Wie es in jener Zeit in der Heimat aussah, berichtet die Anseküllsche Chronik wie folgt: „Bis 1915 waren die Deutschen auf Oesel von äußeren Gewaltakten verschont geblieben. Jetzt aber versetzte ein böser Stern einen Mann in unsere Mitte, der vielleicht

weniger aus Böswilligkeit und nationalem Haß, als aus Gedankenlosigkeit und maßloser Eitelkeit viel Unglück über mehrere von uns gebracht hat. Es war der Stallmeister des Zaren, Oberst Paul Rodzianko, Bruder des Dumapäsidenten, der mit seiner „Druschina“ (Armee) im Bestande von 2000 Mann zum Verteidiger Oesels ausgesandt war. Er war der Typus eines Grandseigneurs, in Petersburg eine allgemein bekannte Persönlichkeit, der sein bedeutendes Vermögen in kopflöser Verschwendung und großem Aufwand verschleuderte und, wie man sich erzählte, dauernd unter Kuratell stand.

Am 18. Januar 1915 bezog er sein erstes Oeselsches Quartier auf dem Gute Thomel. Prunk und Aufwand waren seine Schwäche. Er führte auf seinem Marsch nach Oesel eine Equipage und einen Prunkschlitten mit sehr schönem Gespann, einige Reitpferde, einen Vorreiter mit Standarte, einen Leibkutscher und einen Hund besonderer Rasse mit sich.

Im Laufe der Monate, die er in Arensburg verbrachte, spielte er sich als Volksbeglückter auf, veranstaltete Volksfeste, lärmende Aufzüge und leistete den verworrenen Begriffen der Landarbeiter Vorschub, daß das Land, welches sie bearbeiteten, ihnen gehöre und vertröstete sie mit Versprechungen, es gelte nun nicht nur den äußeren Feind an der Front zu schlagen, vor allen Dingen zuerst den Inneren in ihrer Mitte zu bekämpfen. Dadurch fühlten sich die Einfältigen in ihrem Mißtrauen bestärkt und zu ihren unsinnigen Anschuldigungen gegen die baltischen Deutschen berechtigt. Die Böswilligen glaubten, die Zeit zu gehäßigem Vorgehen gekommen, da solch eine Persönlichkeit ihnen ein williges Ohr lieh. Damals haben wir uns alle über das schneidige Vorgehen des Arensburger Kirchhofwächters Steinberg gefreut, der durch seine unerschrockene Rechtschaffenheit selbst den Männern der Gewalt imponierte. Er war beschuldigt, Waffen und Munition in einem Grabe verborgen zu haben. In einer Nacht brachen Rodziankos Soldaten in Steinbergs Wohnung ein, veranstalteten eine Haus-suchung, unterwarfen ihn einem Verhör, wobei sie unverschämte Drohungen gegen ihn ausstießen. Steinberg aber begab sich in Begleitung seines Sohnes, der ihm als Dolmetscher diente, denn er war der russischen Sprache nicht mächtig, zum General der Grenz-wache, der Oberbefehlshaber des Militärs in Oesel war, und beschwerte sich über das unziemliche Vorgehen, das ihn als früheren russischen Soldaten tief gekränkt hätte. In ehrlichem Zorn rief er dem General zu, „Ich habe der russischen Krone gedient und soll Verräter sein?“, und seinen Rock aufreißend: „Schießen Sie, wenn ich schuldig bin“, worauf der General Steinberg in höflichen Worten bat, sich zu beruhigen und zunächst Platz zu nehmen. Es geschah ihm nichts.

Eine Rotte der Rodziankoschen Soldaten bezog das „Deutsche Haus“, das damals schon verschlossen dastand, denn die deutschen Vereine in den baltischen Provinzen waren von der Obrigkeit verboten. Die in ihm installierte Schule war geschlossen. Die Bibliothek wurde von den Soldaten fortgeschafft, der Flügel und die Möbel von den Truppen zerstört.

In den Anfang des Jahres 1915 fällt auch das Verbot des Deutschsprechens auf der Straße und an öffentlichen Orten. Diese Maßnahme kam uns natürlich unerhört vor. Man mußte sich auf der Straße umsehen, ehe man ein Wort zu sagen wagte, und da ja im Laufe der Jahre die Zahl der Soldaten so groß wurde, daß es auf der Straße von ihnen wimmelte, so war es nur möglich, im Flüsterton zu sprechen, denn die ältere Generation konnte bei uns meistens kein Russisch oder nur sehr mangelhaftes. Die Denunzianten waren hierbei übrigens weniger die Soldaten, als die nicht deutschen Zivilisten.

Im Februar wurde Oberlehrer Nagel als erster Deutscher aus Arensburg ausgewiesen. Das Mißtrauen und die Anfeindungen seiner russischen Kollegen, die seine gute deutsche Gesinnung wohl kannten, und ein Wortwechsel mit einem Untergebenen

Rodziankos, bei dem man Nagel von einer gewissen Schärfe allerdings nicht freisprechen kann, machten seine Stellung als Angestellter des russischen Staates unhaltbar. Er mußte seinen Abschied nehmen und fuhr dann selbst nach Dorpat zum Kurator des Lehrbezirks, um sich eine Lehrerpension auszuwirken, deren Zusprechung in der gegebenen Lage zweifelhaft schien. Seine Angelegenheit ordnete sich aber nach Wunsch und Nagel kehrte nach Arensburg zurück, froh seiner Freiheit und des glücklichen Resultats seiner Reise. Zu Hause angekommen fand er den Ausweisungsbefehl vor, demzufolge er binnen 24 Stunden Oesel verlassen mußte. Seine beiden Söhne dienten im russischen Heer.

Einige Wochen später wurden Oberpastor Blossfeld, Baron Buxhoeveden, Köln, Pastor Pundt, Wolde, ausgewiesen, ebenso sämtliche deutsche Eingepfarrte des Kielkondschen Kirchspiels sowie Baron Sass, Rotsiküll, Herr Van der Bellen, Baron Toll, Piddul. Letztere galten für gefährlich, weil ihnen Strand und Buchten in Kielkond genau bekannt waren und in Anbetracht der dort befindlichen Flieger- und Funkstationen ihre Anwesenheit nicht erwünscht erschien.

In demselben Frühjahr mußte Propst Walter, Jamma, seines fortschreitenden Magenleidens wegen Urlaub nehmen, um sich zur Kur nach Reval zu begeben.

Anfang Juli kehrte Propst Walter nach Jamma zurück. Leider hatte sich sein Gesundheitszustand nur wenig gebessert, aber er war glücklich, wieder bei den Seinigen zu sein. „In solchen Zeiten muß die Familie zusammenbleiben und ein jeder zu Hause sein“, sagte er am Abend des 24. Juli, als seine Nachbarn aus Anseküll ihn besuchten.

Am anderen Tage, es war an einem Sonntag, erschien ein Offizier mit einigen Soldaten im Jammaschen Pastorat. Sie unterwarfen den Propst einer Leibesvisitation, durchsuchten seine Wohnung und führten ihn mit sich fort, ohne ihm oder den Seinigen den Bestimmungsort anzugeben, auch ohne ihm Zeit zu lassen, sich mit dem notwendigsten Gepäck zu versehen. Er wurde in Zerel auf einem kleinen Transporter eingeschifft, wo er seinen Eingepfarrten, Herrn Harry von Ekesparre, Mento, vorfand, den das gleiche Schicksal getroffen hatte.

An demselben Sonntag wurden auch der Forstmeister, Herr von Wardenburg, Pastor Oehren aus Kergel, Pastor Meeri aus Mohn, Herr von Schmidt-Käsel, Herr Westberg, Stationsvorsteher in Kuiwast, verhaftet und in Mohn auf demselben Transporter eingeschifft.

Dem in Petersburg sehr einflußreichen Herrn Oskar von Ekesparre gelang es nach 14 Tagen, den Aufenthaltsort von Propst Walter festzustellen, der in der Peter Pauls-festung in Petersburg interniert war. Sein Sohn Harry von Ekesparre war sofort direkt nach Sibirien weitergeschickt worden. In der Peter Pauls-festung verbrachte Propst Walter drei Wochen in einer Einzelzelle, wurde dann entlassen mit dem Verbot, nach Oesel zurückzukehren. Er durfte sich seinen Wohnort im Inneren Rußlands selbst wählen. Der Propst zog nach Nishni Nowgorod, wo er am 23. Oktober 1915 seinem Leiden erlag und dort bestattet wurde. Sein Sohn war damals bereits Kriegsgefangener in Deutschland und erhielt erst nach einigen Monaten die Nachricht vom Tode des Vaters.

Der Sommer 1915 war für Deutschland die Zeit der großen Siege. Damals hieß es bei uns, nach 14 Tagen ist Riga erobert und damit wird auch für uns der entscheidende Tag kommen. Täglich und stündlich hörten wir von Kurland her, wie Libau und Windau beschossen wurden und bei Zerel waren die deutschen Flieger tätig. Von dort her erwarteten die Russen den Feind. Die Schworbe wurde mit Militär besetzt, in Zerel wurden Befestigungen gebaut und bei Salme entstand ein Netz von Laufgräben und Drahtverhauen, die sich an der schmalsten Stelle unserer Halbinsel von der Ostsee bis zum Rigaschen Meerbusen ausdehnten. Millionen haben diese Befestigungen verschlun-

gen, um nachher unbenutzt zu verfallen und schließlich dem Feinde zum Vormarsch in die Schworbe als Schutz zu dienen.

Am 16. August 1915 zog im Pastorat Anseküll die erste Einquartierung ein: Ein Oberst mit seinem Adjutanten, Leutnant Sokolowski, Dr. med. Dofeld und einige Soldaten. Die wenigen Tage, die diese Offiziere im Pastorat Anseküll verweilten, sind den Bewohnern desselben in freundlichster Erinnerung geblieben. Die vorurteilsfreie, wohlwollende Gesinnung ihrer Gastgeber erwiderten die Herren durch liebenswürdige Zuverlässigkeit und taktvolle Rücksichtnahme. Der 19. August war ein windstillere, sonniger Tag, dem eine dunkle neblige Herbstnacht vorangegangen war. Da verbreitete sich am Morgen das Gerücht, deutsche Schiffe seien in den Rigaschen Meerbusen eingedrungen. Tatsächlich hörten wir in der Nacht Kanonenschüsse vom Meer her, die auf den Hafen Romasaar abgefeuert wurden. Im Schutze von Nebel hatte die „Braunschweig“ die schmale Durchfahrt zwischen Zerel und Kurland passiert. Diese Nachricht rief natürlich eine ungeheure Wirkung hervor. Überall sah man Vorbereitungen zum Abzug des russischen Militärs treffen. Die wildesten Gerüchte, wie Einkreisung der Insel durch die Deutschen hatten beim Volk vollkommene Kopflosigkeit zur Folge. Man sah Leute mit flüchtig geschürtem Bündel der Kuivastschen Straße zulaufen, eine Bäuerin, reitend auf einem Pferde, die Kuh nach sich ziehend, eilte dem Ausgang der Stadt zu. Den 19./20. August trafen von allen Seiten der Insel Truppen in Arensburg ein, die aber von dort zur Schworbe abgeschoben wurden. Der Kommandant, der Mohn-Sundchen Positionen war damals mit seinem ganzen Stabe von Kuivast aufs Festland geflüchtet, wie uns nachher ein Balte, russischer Offizier, in kleinem Kreise erzählte.

Nach dem 19. August verließ die „Braunschweig“ den Rigaschen Meerbusen und die flüchtig gewordenen Russen kehrten zurück. Ab dann wurde Oesel stark mit Militär besetzt. Es gab kaum ein Gut oder Pastorat, das nicht Einquartierung hatte. Die Stellung der deutschen Gutsbesitzer und Pastore war erschwert und das Verhältnis zwischen den Deutsch-Balten und den Militärbehörden spitzte sich immer mehr zu.

Im November um 12.00 Uhr nachts hielt ein Auto vor der Wohnung des Anseküllschen Pastors in Arensburg. Es erschienen der Gehilfe des Kreischefs, ein Gendarm und ein Offizier, die das ganze Haus durchsuchten, während Soldaten die Ausgänge bewachten. Am Abend vorher hatte hier beim Pastor, als dem stellvertretenden Propst, eine Pastorenkonferenz stattgefunden. Sämtliche dabei benötigten Schriftstücke lagen noch auf dem Tisch. Diese Papiere wurden vor allem einer genauen Untersuchung unterworfen, jede Quittung, jede Notiz wurde sorgfältig betrachtet, was den Leuten bei ihrer mangelhaften Kenntnis der deutschen Sprache sehr schwer fiel und viel Zeit in Anspruch nahm. Genau 3 Stunden dauerte die Untersuchung, die schließlich immer flüchtiger wurde. Vor einer großen Kiste mit alten Schul- und Kinderbüchern, die in einem ungeheizten Zimmer stand, schreckten die Herren offenkundig zurück, streiften sie von weitem mit unruhigem Blick und kehrten ihr den Rücken. Die ganze Privatkorrespondenz des Pastors und seiner Kinder wurde eingepackt und mitgenommen. Darauf mußte der Pastor seinen Paß abgeben und ein Papier unterschreiben, in welchem er sich verpflichtete, Oesel nicht zu verlassen.

Dann wurde er im Auto nach Anseküll gebracht, wo gleichfalls das ganze Haus durchsucht wurde. Auf die Frage des Pastors, wessen er verdächtigt würde, erwiderte der Beamte, der Befehl zur Haussuchung sei ihm vom Kommandanten, Admiral Gerassimoff, zugegangen, er könne keine weitere Aufklärung geben. Es soll hier erwähnt werden, daß diese Beamten sich ihrer unangenehmen Aufgabe in taktvoller und höflicher Weise entledigten. Zufällig war der anwesende Offizier, der die Haussuchung überwachte, ohne sich an ihr zu beteiligen, ein persönlicher Bekannter des Pastors. Leutnant

Sokolowski, der mit seinem Obersten in Anseküll einquartiert gewesen war. Als die Beamten zur Untersuchung auf den Dachboden gegangen waren, sagte er dem Pastor „Ich bitte Sie, mir glauben zu wollen, daß ich von Ihrer Unschuld überzeugt bin, und daß mir die zugefallene Aufgabe unendlich peinlich ist“.

In dieser Zeit fühlte der Pastor das Damoklesschwert über sich schweben, denn die natürliche Folge einer Haussuchung war der Ausweisungsbefehl, der täglich und stündlich eintreffen konnte. Doch wunderbarerweise blieb der Pastor verschont. Nach einigen Wochen wurden die Briefe des Pastors zensiert zurückgeschickt und die Angelegenheit blieb ohne weitere Folgen.

In derselben Nacht war in gleicher Weise eine Haussuchung beim Sekretär der Wehrpflichtkommission, Karl Frey, gemacht worden. Seine Tochter hatte einige Zeit als Krankenschwester im Hospital auf dem Gute Thomel gearbeitet und war dort von den Offizieren russenfeindlicher Gesinnung angeklagt worden.

Eine Haussuchung, die gleichfalls im Bereich des Anseküllschen Kirchspiels stattfand, soll hier wegen ihres originellen Verlaufes noch erwähnt werden. Diese fand bei dem Landrat Baron Freytag Loringhoven, Ficht, statt. Im Januar 1916 fuhr ein Auto mit einigen Offizieren und Soldaten vor das Gutshaus und die Herren meldeten, daß sie eine Haussuchung vornehmen müßten. Ohne einen Gegenstand zu berühren, gingen sie durch alle Zimmer und betrachteten die Wände. Darauf wurde Baron Freytag gebeten, sich mit seiner ganzen Familie und dem Dienstpersonal in ein Zimmer zu begeben; die Tür wurde verschlossen und ein Soldat mit dem Bajonett als Wache aufgestellt, worauf die Herren im Auto wegfuhr. Drei Stunden mußte der Landrat mit seinen Hausgenossen im verschlossenen Zimmer warten. Endlich erschienen die Herren wieder in Begleitung eines Offiziers, der in Ficht einquartiert war und sich an diesem Tage in Zerel befand. Nun stellte sich heraus, worum es sich handelte. Es führte aus dem Esszimmer und dem Saal in die Küche ein elektrischer Klingelzug, der schon seit vielen Jahren außer Gebrauch war. Auf einem Zettel an der Wand waren neben jedem Knopf die Klingelzeichen für die einzelnen Dienstboten vermerkt. Im Saal war dieser Zettel beim letzten Ölanstrich der Wände verdeckt worden. Als nun die Bemühungen der Offiziere, die ominöse Stelle an der Wand mit Terpentin von der Ölfarbe zu reinigen, erfolglos blieben, zogen sich die Herren zu einer Beratung zurück, worauf sie mit dem Messer die bewußte Fläche aus der Wand heraus schnitten, das corpus delicti sorgfältig verpackten und davonfuhr.

Seit dieser Zeit war das Anseküllsche Pastorat zum größten Teil Kaserne. Als der Pastor nach einem Aufenthalt in Arensburg mit seiner Frau zurück nach Anseküll kehrte, fand er seine Wohnung von 40 Soldaten besetzt. Diese waren ohne Führung eines Offiziers angekommen, hatten die Türen aufgebrochen, die Möbel nach Gutdünken in drei Zimmer aufgeschichtet und alle anderen Zimmer nebst Nebengebäuden mit Beschlag belegt. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Anwesenheit von 40 durch den Krieg verrohten Männern auf die Dauer dermaßen lästig fiel, daß das Leben im Pastorat schließlich eine Plage wurde. Ständiger Gesang und Geschrei erfüllten das Haus. Jeder Gegenstand, der ihnen ins Auge fiel, wurde in Gebrauch genommen und bald verdorben. Die von den Soldaten beschlagnahmten und benutzten Räume waren bald so verwohnt, daß sie in diesem Zustande als menschliche Behausung nicht mehr genutzt werden konnten. Im Saal des Pastorats waren zwischendurch Pferde eingestellt. Andererseits muß gesagt werden, daß unter den Soldaten, die hier im Laufe der Jahre wohnten, auch sympathische Menschen waren, die sich ihren Hausgenossen gegenüber zutraulich und mitteilbar zeigten, und mit denen der Pastor gern plauderte. Sie nannten den Pastor Batjuschka, wie die russischen Priester genannt werden, was wörtlich übersetzt „Großväterchen“ heißt.

Eigenartig war die Weihnachtsfeier 1915 im Pastoral Anseküll. Da die Weihnachtsbescherung für die Soldaten durch die Nachlässigkeit der Offiziere ausblieb, wollte der Pastor den Soldaten eine kleine Freude machen und ließ sie in ihrem Quartier mit Weißbrot und einer süßen Suppe aus Backobst bewirten. Am Abend erschien der Feldwebel in der Wohnung des Pastors und bat eindringlich, der Pastor möge mit seiner Frau in das Soldatenquartier herüberkommen, sie wollten sich bedanken. Der Einladung mußte Folge geleistet werden. In der Küche standen die Soldaten stramm in Reih und Glied aufgestellt, nebenan im größten Raum stand ihr Weihnachtsbaum. Der Feldwebel hielt seinen Kameraden eine Ansprache, in der er sie aufforderte, sich zu bedanken und in der er beständig die Worte wiederholte „Kinder, der Pastor hat uns aufgenommen wie seine leiblichen Söhne“. Darauf schrien alle begeistert hurra. Viele traten vor und drückten dem Pastor die Hand. Der feierliche Auftritt endete mit dem Gesang der Kaiserhymne und wiederholtem begeistertem Geschrei.“ (Ende Chronik)

Am 23. Dezember — wir befanden uns in den größten Weihnachtsvorbereitungen — erschien bei uns gänzlich unerwartet der Direktor zum Abendbrot, ein für baltische Begriffe ganz ungeeigneter Zeitpunkt für Besuche. Aber es hieß gute Miene zum bösen Spiel machen, obwohl ich ihn ins Pfefferland wünschte. Es weihnachtete stark. Aus der Küche roch es nach Safranbrot und Speckkuchen. In der häuslichen Atmosphäre schwangen Geister die mit der Anwesenheit des Russen nicht harmonieren konnten. Es berührten sich zwei Welten, die sich nicht verstanden.

Am Abend hatte ich ungestört lesen und mich ins Jugendland versetzen wollen. Statt dessen war der ungerufene Direktor erschienen und fiel mir drei Stunden lang auf die Nerven mit ledernen Schulangelegenheiten, bis er schließlich sein eigentliches Anliegen, das sein Kommen veranlaßt hatte, vorbrachte.

Er hatte erfahren, daß sich drei Schüler, ein Jude und zwei Söhne eines russischen Werkmeisters, und ebensoviel Schülerinnen wöchentlich bei einem verkommenen Eisenbahner, bei dem sie ein leerstehendes Zimmer gemietet hätten, zusammenkämen, um zu trinken und Karten zu spielen. Solche verbotenen Zusammenkünfte hatte der Krieg allenthalben in Rußland gezeitigt. Es handelte sich dabei meist um recht harmlose Dinge, doch wurde auch von politischen Umtrieben und grobem unsittlichen Treiben gemunkelt. In diesem Falle handelte es sich nur um die Freude an verbotenen Zusammenkommen, wie ich es nachher aus sicherer Quelle erfuhr. Der Direktor machte mir den Vorschlag, diese 6köpfige Gesellschaft auf frischer Tat zu ertappen und ihr Tun als revolutionär und unsittlich zu brandmarken. Er würde dafür einen hohen Orden erhalten, ich aber Inspektor werden. Nach einigen Jahren würde er sich nach Petersburg versetzen lassen und mich nach sich ziehen. Dort hätte ich die beste Aussicht, auch bald Direktor zu werden. Die betreffenden 6 Zöglinge müßten allerdings cum infamia ausgeschlossen werden.

Der Vorschlag des Direktors empörte mich. Ich fühlte mich für das Tun und Lassen eines jeden mir anvertrauten Schülers verantwortlich und war dazu da, um sie vor Unglück zu bewahren und nicht, um sie ins Unglück zu stürzen.

Das sagte ich ihm mit höflichen und eindeutigen Worten. Er hörte mich interessiert an und fragte dann: „Wie würden Sie an meiner Stelle auf diesen Kasus reagieren?“ — „Die Betroffenen vorladen, sie verhören, den mutmaßlichen Anstifter mit Nachsätzen bestrafen, die anderen entsprechend milder und allen eine Bewährungsfrist auferlegen.“

Der Direktor sah an mir vorbei und sagte: „Sie mögen recht haben, aber mein Weg ist für uns der vorteilhaftere. Man muß die Angelegenheit an die große Glocke hängen und in entsprechender Form höheren Orten melden. Dann komme ich zu meinem Ziel.“ „Das aber nicht das Meinige ist“ fügte ich hinzu. „Dann gehen unsere Wege leider auseinander. Sie treten für diese Sechs ein, ich aber Sorge für alle meine Schüler und

muß der guten Elemente willen die schlechten entfernen.“ „Das können Sie auch auf dem Wege, den ich vorgeschlagen habe, erreichen“ sagte ich. Der Direktor stand auf und verabschiedete sich nicht unfreundlich, aber kurz. Unsere Beziehungen waren wesentlich formeller geworden. Ich verlor an dem Direktor einen starken Rückhalt, doch seine Frau sorgte dafür, daß nach außen hin eine zeitlang alles noch beim alten blieb. Er hegte immer noch eine gewisse Sympathie für meine pädagogischen Ideale und versagte mir nicht die schuldige Achtung, nur die alte Herzlichkeit war geschwunden.

Ernst und trübe ließ sich das Jahr 1916 an. Alle Fröhlichkeit schien aus dieser Welt geflohen zu sein.

Aus der Heimat erreichten uns alarmierende Nachrichten. Mein Schwiegervater, Ernst Link, war schwer erkrankt und da eine Genesung nicht mehr zu erhoffen war, bat er uns (meine Frau und mich) dringend um einen Abschiedsbesuch. Der Weg über Riga kam wegen der Kriegereignisse nicht mehr in Frage. Wir mußten, um Oesel zu erreichen, über Petersburg und Reval reisen. Die Züge waren überfüllt und auch für russische Verhältnisse herausfordernd unsauber. Auch in der ersten und zweiten Klasse bewegten sich fragwürdige Elemente. In Petersburg mußten wir einen ganzen Tag bleiben, da der Revaler Zug erst am späten Abend fuhr. Die schöne Newa-Residenz war nicht wieder zu erkennen: die Straßen unsauber, die Frauen und Mädchen, auch die dezent gekleideten, mit einem undefinierbaren Zug ins Freche im Gesicht, die Soldateska ohne Disziplin. Überall und durchweg Zersetzung. Ein Regiment junger Garde — die alten berühmten Petersburger Garderegimenter waren 1915 bei Warschau vernichtet worden — machte einen deprimierenden Eindruck: Große ungeschlachte Lümmel ohne Haltung, die Offiziere unansehnlich und blutjung. Auf diese Truppen war weder an der Front noch in der Heimat Verlaß. Hier hatte ich fünf Jahre als Student gelebt. Erinnerungen frohe und ernste, wurden wach und schwanden. Es lagerte über der russischen Hauptstadt eine niederdrückende Wolke des Unheils. Die kommende Revolution warf ihre Schatten voraus. Wir atmeten auf, als wir der unwirtlichen Stadt den Rücken kehren konnten. In Reval hatten wir einen kurzen Aufenthalt und fuhren dann weiter nach Hapsal, wo es von russischen Marinesoldaten wimmelte, die einen noch schlechteren Eindruck als das Petersburger Militär machten. Der Kapitän eines kleinen russischen Marinedampfers brachte uns auf seinem Schiff nach Kuivast, obwohl es ihm verboten war, Zivilpersonen an Bord zu nehmen. Über Mohn ging es in einem vom Militär requirierten Auto weiter, das uns bis Orisaar brachte. Dort wurden wir höflich, aber energisch abgesetzt. Nach langem Warten und Drängen gab es Postpferde. Doch in Neu-Löwel, das wir spät abends erreichten, war kein Gefährt vorhanden. Uns graute davor, dort die Nacht zu verbringen und dabei nicht einmal zu wissen, ob es am nächsten Tage weitergehen würde. Wir bestachen einen Postknecht, der die Post beförderte. Der ließ uns, 100 Schritt von der Station entfernt, aufsteigen und mitfahren und nahm für dieses christliche Werk nur 3 Rubel.

Die einzige Erinnerung, die mir von dieser nächtlichen Fahrt geblieben, ist das wunderbare Schlagen der Nachtigallen im Masaschen Walde. Trotz der für diese Jahreszeit unangenehmen Kühle versuchte eine die andere zu übertrumpfen. Es war ein außergewöhnlich unwirtlicher Mai, aber doch einer mit Nachtigallengesang. Kurz vor der Stadt stiegen wir aus und marschierten mit unseren schweren Koffern dem schwiegereleichen Hause zu.

Nun waren wir nach dreijähriger Abwesenheit in der Heimatstadt, die aber nicht wiederzuerkennen war. Sonst hatte sie um diese Zeit schon die ersten Kurgäste in ihren gastlichen Mauern empfangen und sich auf den Hauptzustrom derselben eingerichtet. Nun war sie stiller als still. Selbst die Natur war im Rückstand. Die Luft war rauh wie im März, die Bäume trugen erst Knospen. Statt gut gekleideter, ferienfroher Menschen

sah man nur schäbige braununiformierte Soldaten, die unfroh um sich blickten, einheimische Nichtdeutsche, die protzig durch Straßen und Gassen stolzierten und verschüchterte Deutsche, die russisch radebrechten und ein scheues Wesen zur Schau trugen. Ich hatte im russischen Luki die Last des Krieges, obwohl wir genötigt waren, mit unseren Kindern außerhalb unserer vier Wände russisch zu sprechen, nicht so stark verspürt, wie im deutschen Arensburg.

Auf dem Gang zum Friseur traf ich beim Pumpenbrunnen auf dem Schworbschen Markt Bäckermeister Treuhold. Unwillkürlich redete ich ihn deutsch an. Beste Jugenderinnerungen knüpften sich an seinen Laden und an seine Backstube. Wenn wir mit Erlaubnis unserer Eltern helle Juninächte am Meer oder auf den Schloßwällen durchschwärmten, wurde meistens auch ein Abstecher zu Treuhold gemacht, um die ersten heißen Kringeln im Backraum zu erstehen, die uns immer vortrefflich mundeten. Man lebt nicht nur von Romantik, auch wenn man 16- oder 17jähriger Idealist ist, sondern auch von heißen Kringeln, die im geheimnisvollen Mondschein oder bei Sonnenaufgang besonders schmackhaft zu sein schienen.

Als ich nun den ehrenwerten Bäckermeister deutsch ansprach, zuckte er wie unter einem Peitschenhiebe zusammen und streckte mir seine Hände abwehrend entgegen.

Wir unterhielten uns daraufhin laut in russischer Sprache, doch wurden leise deutsche Sätze, wenn es keine Passanten gab, eingeflochten, aus denen hervorging, daß die Stimmung der russischen Soldaten denkbar schlecht sei. Sie hätten den Krieg satt und strebten nach Hause. Die Angriffe der deutschen Flugzeuge brächten wohl nur wenig Schaden, hielten aber sowohl Truppen, wie auch die Stadtbewohner in ständiger Aufregung. Beim Abschied flüsterte mir Treuhold zu: „Wenn doch die Deutschen bald kämen, dann gäbe es Ruhe und Ordnung.“ Beim Friseur war ich der einzige Rasurbedürftige, daher erlaubten wir es uns, unsere Muttersprache zu gebrauchen. Er war wie die meisten Haarkünstler ein Schwätzer, sein Unternehmen bildete den Mittelpunkt des städtischen Klatsches. Schmunzelnd erzählte er mir, daß eine junge Dame mit ihrem russischen Verehrer, einem Flieger, einen Rundflug über Arensburg unternommen hätte, auf dem sie nicht nur seekrank geworden sei. Eine peinliche Angelegenheit! Er rüstete sich gerade zum Starten seiner nächsten Geschichte, als kurz hintereinander drei Detonationen ertönten. Wie ein Blitz war der Friseur verschwunden, und ich saß hilflos auf dem Sessel und konnte im Spiegel mein halbrasiertes Antlitz bewundern. Nach zehn Minuten kehrte er zurück. Ein deutscher Flieger hatte drei Bomben abgeworfen, von denen die eine nicht weit von der russischen Flugzeughalle explodiert war.

Unser Aufenthalt in Arensburg währte ungefähr 14 Tage. Ich verbrachte diese Zeit neben den Krankenbesuchen bei meinem Schwiegervater mit Besuchen bei Verwandten und Spaziergängen. Aber sie brachten mir keine Ablenkung und Erholung. Der Krieg lastete bleiern auf uns und der Tod setzte seine Hippe an, um einen von unserer Familie, den wir liebten und schätzten, aus unserer Mitte zu nehmen.

Als wir Anfang Juni Arensburg verließen, war mir der Abschied von meinem Schwiegervater wohl sehr schwer und doch atmete ich auf, als wir abreisten.

Daß ich beim Verlassen meiner Heimatstadt je Freude empfinden würde, hätte ich mir nicht vorstellen können. Aber es war so. Die in allen Beziehungen trostlose Gegenwart übte, verglichen mit den schönen Erinnerungen an frohe, frühere Zeiten, einen so niederdrückenden Eindruck aus, daß man sich nach neutraleren Stätten sehnte, die einem weniger an die Seele gewachsen waren, weil man in ihnen wenig Tiefes erlebt hatte.

Unsere Rückreise verlief bedeutend schneller als die Herreise. Wir fuhren mit eigenem Gespann bis nach Kujwast. Von dort brachte uns das Schiff nach Habsal und von dort weiter über Petersburg nach Luki.

Das einzige Ereignis, das im Herbst dieses Jahres eine Abwechslung brachte, war der Besuch der Kaiserin und ihrer beiden ältesten Töchter in unserem Reservelazarett. Sie kamen in einem Extra-Zuge. Zwei mitgeführte, hochmoderne Autos brachten sie vom Bahnhof zur Stadt. Das Gefolge war klein. Ungefähr eine halbe Stunde dauerte ihr Aufenthalt bei den 200 Verwundeten. Wir Lehrer, mit dem Direktor an der Spitze, standen mit den Schülern der oberen Klassen Spalier. Ich sah die Zarin und die beiden Großfürstinnen aus unmittelbarer Nähe. Die Zarin hatte sich, seit ich sie vor 13 Jahren im Alexandertheater in Petersburg gesehen, nur wenig verändert. Sie und ihre Töchter sahen vornehm und gütig aus. Die Bevölkerung zeigte nur geringe Begeisterung. Das Hurra klang dünn, obwohl die Polizei mit energischen Aufforderungen „schreit hurra“ die Stimmung anzufeuern strebte. Die Kaiserin war in den Augen eines echten Russen eben doch nur eine verfluchte Deutsche und Ketzlerin, obwohl sie zur Orthodoxie übergetreten war.

Ich hatte mich zu der Zeit schon von allem russischen innerlich ganz gelöst, auch vom Herrscherhause. Ich war revolutionsreif, ohne zu wissen, wohin die Revolution führen würde. Konnte man ahnen, daß im Vergleich mit dem Bolschewismus das Zarenregiment als milde zu bezeichnen sein würde.

Meine Beziehungen zum Direktor verschlechterten sich. Der erste kleine Zusammenstoß hatte schon stattgefunden, als er mir im Lehrerzimmer ein Klassenbuch auf den Tisch warf und mit erhobener Stimme fragte, warum es nicht eingerichtet sei. Es war dasjenige der 6. Klasse, ich aber Ordinarius der 2. Klasse, also der Schuldige ein Kollege. Ich stellte höflich fest, daß es nicht mein Klassenbuch sei, er entschuldigte sich, doch unfreundlich und widerwillig. Er hat seitdem kaum noch ein Wort mit mir gewechselt. Nur seine Frau setzte den Verkehr mit uns unbefangen fort. Der zweite Zusammenstoß: Er hatte mir zu Schulbeginn sehr ans Herz gelegt, darüber zu wachen, daß die Schüler in den Pausen die vielen Rosen und Ziersträucher in dem Garten seiner Amtswohnung, die jetzt als Schulraum benutzt wurde, nicht beschädigen. Ich bat den Schuldiener, dem Direktor, der nach mir verlangte, zu melden, daß ich die Schüler in der Pause nicht selbst überlassen könne, ich würde aber sofort nach dem Glockenzeichen kommen. Nach einigen Minuten erschien der Schulgeist wieder, und zwar mit dem Befehl, sofort zu erscheinen. Der Direktor fragte mich brusk: „Welche Zeitung lesen Sie?“ „Die Moskauer Nachrichten“, erwiderte ich. „Wissen Sie nicht, daß das ein liberales Blatt ist?“ „Ja“ „Und Sie sind trotzdem auf eine Zeitung dieser Richtung abonniert?“ „Warum nicht? Die Moskauer Nachrichten sind von der Zensur erlaubt und vaterländisch gehalten.“ Darauf sagte er schroff: „Ein Beamter, und das muß ihm sein Taktgefühl sagen, hat nur das Recht, ‚Die Neue Zeit‘ zu lesen.“ Diese Zeitung war ein chauvinistisches Blatt und einseitige Hurra-Zeitschrift. „Wissen Sie nicht, daß ich Sie wegen politischer Unzuverlässigkeit sofort an die Front schicken lassen kann?“ Ich erwiderte keine Silbe. Einige Tage später gab es einen neuen von ihm provozierten Krach.

Im Herbst hatte der Kurator unseres Lehrbezirks eine Mahnung an die ihm unterstellten Schulleitungen gerichtet, streng darauf zu achten, daß die Schüler bis in die oberste Klasse in voller Uniform in der Schule, wie in der Öffentlichkeit, zu erscheinen hätten. Besonders die Primaner zeigten sich gerne ohne Gürtel als Zeichen, daß sie vor dem Abschluß stehen, das gehörte sozusagen zum guten Ton.

Eines Tages stellte ich in einer meiner Stunden fest, daß ein Schüler, ein recht zweifelhaftes Element, keinen Gürtel trug. „Marsch nach Hause, ohne Gurt gehört man nicht in die Klasse“, sagte ich ernst. Der Junge brach in Tränen aus und behauptete, er habe den Gurt auf dem Weg in die Schule verloren. Ich überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Wenn es sich wirklich so verhält, darfst Du am Unterricht teilneh-

men, muß aber sofort nach dieser Stunde die Schule verlassen.“ Einige Zeit darauf trat der Direktor in die Klasse, um von mir eine Auskunft zu erhalten. Unglücklicherweise fiel sein Blick auf den Schüler ohne Gurt. Hierauf schrie er den Jungen an, der erblaßte und kein Wort hervorbringen konnte. Ich erklärte den Sachverhalt, worauf der Direktor mich in strengem Ton anwies, fürderhin keine Schüler ohne Gurt in der Klasse zu behalten. Solch eine Disziplinlosigkeit führe zum Verfall. „Ich ersuche dringend, sich danach zu richten!“ Mit diesen Worten ließ er mich stehen. Es war am Morgen jenes denkwürdigen Tages, der Rasputin den Tod brachte und den Beginn der Revolution bedeutete.

An diesem Tage kam ein Schüler mit einer kleinen Verspätung ohne Gurt in die Klasse. Ich wies ihn hinaus. Er berief sich auf den Direktor, der ihm gestattet habe, am Unterricht teilzunehmen. Ich aber blieb fest. Nach einer Weile kam der Schüler mit dem Direktor in die Klasse. „Was soll das bedeuten?“ fragte er mich, feuerrot im Gesicht. „Daß ich mich strikt an Ihren gestrigen eindeutigen Befehl halte“, erwiderte ich. Er blickte mich mit einem geringschätzigen Lächeln an und sagte: „Ich wünsche es, daß der Schüler am Unterricht teilnimmt“ und verließ die Klasse.

Einige Stunden später wurde ich zum Direktor gerufen. Wortlos zeigte er mir ein Telegramm, in dem sein Schwager, ein hoher Staatsbeamter, ihm die Ermordung Rasputins mitteilte, und mir dann den Inhalt eines Geheimschreibens eröffnete, in dem meine Vereidigung auf den Kaiser, die der damalige Direktor, als ich Lehrer wurde, verbummelt hatte, unverzüglich angeordnet wurde. Über Rasputins Tod verlor er kein Wort, das war ein zu verhängliches Thema.

Der Direktor fragte mich, ob ich mich von unserem Schulgeistlichen oder von ihm persönlich vereidigen lassen wolle. Als evangelischem Christen standen mir beide Möglichkeiten offen. Ich entschied mich für die Zivilvereidigung. In der großen Pause wurde die Zeremonie in der Aula in Gegenwart aller Kollegen vollzogen. Der Direktor versuchte, dieselbe möglichst eindrucksvoll und feierlich zu gestalten.

Als der Inspektor eine Anspielung auf die bei solchen Gelegenheiten übliche Pirogge mit Schnaps machte, die der Vereidigte stiften müsse, winkte der Direktor ernst ab. Statt dessen teilte er den Kollegen mit, daß Rasputin ermordet sei. Nie habe ich meine Kollegen so niedergedrückt gesehen, wie nach der Bekanntgabe dieser Nachricht. Daß Unheil am innerpolitischen Himmel des Zarenreiches heraufzog, fühlte jeder dumpf.

Rasputin! Der gewandte und kühne sibirische Pferdedieb, der, um dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit zu entgehen, in ein Kloster flüchtete, in welchem er als dienender Bruder, als Stallknecht sein Wesen trieb, heilt seinen in Schwermut gefallenen Abt und andere Leute mit Hilfe der starken hypnotischen Kräfte, die ihm innewohnen.

Sein Ruf, gestärkt durch eine Pilgerfahrt ins Heilige Land, verbreitet sich schnell und dringt bis in die Residenz. 1905 wird er in Petersburg der Mittelpunkt der Gesellschaft im anrühenden Salon der Gräfin Ignatjewa (Hofdame der Zarin), der den Treffpunkt einer entarteten Hocharistokratie bildet. Der dämonische „Mushik“ gehört in diese dämonische Stadt, die Hauptstadt Rußlands.

Doch wozu die Wiederholung dieser bekannten Tatsachen! Mich interessierten nur die Folgen, die seine Ermordung nach sich zog.

Rasputin war ein typisch russisches Gewächs, wie es nur der geheimnisvolle uns verständliche Osten hervorbringen kann. Das Arsenpräparat hatte auf den urwüchsigen, trotz aller Ausschweifungen riesenstarken „Staretz“ keine Wirkung ausgeübt. Die Revolver mußten das letzte Wort sprechen, und die reißende Newa sollte seine ihm würdige Grabstätte werden. Die verblendeten Großfürsten, darunter der beleidigte Ehemann Fürst Felix Jessupow, sie alle ahnten nicht, daß mit dem Tod des allmächtigen Staretz auch das Ende des Zarenreiches und damit ihr eigenes kommen würde. Rasputin war

das letzte Bindemittel zwischen Zar und Volk. Durch seine Ermordung war der Weg zur Revolution frei. Niemals hat sich ein politischer Mord so furchtbar gerächt, wie der des sibirischen Magiers. Solange er lebte war eine Volksempörung gegen das Zarenhaus nicht zu befürchten, denn das Volk sah in ihm einen der Ihren und glaubte an seine Wundertaten und an seine religiöse Sendung trotz seiner Lasterhaftigkeit.

Der Kaiser, der seinen Oheim Nikolai Nikolajewitsch schon vor längerer Zeit vom Oberkommando entfernt hatte, befand sich an der Front. Die Stimmung in der Armee war schlecht, Offiziere und Mannschaften abgekämpft und kriegsmüde. Ob der Kaiser etwas davon ahnte, in welcher Verfassung die Fronttruppen sich befanden. Man sagte, daß er mit seinen Vertrauten, zu denen der residenzbekannteste Trinker Admiral Nilow gehörte, dem Alkohol fröne. Dem sei, wie es wolle. Das Volk, das geduldige, anspruchslöse russische Volk, hätte noch lange ausgehalten. Aber die Hetzpropaganda bemächtigte sich langsam und stetig der Arbeitermasse. Wohl hatten die Männer der Revolution im Reich keinen wirklich großen führenden Geist – Lenin weilte noch im Exil in der Schweiz – aber die zaristische Gegenpartei hatte ebenfalls niemand, der dieser Situation gewachsen wäre.

Der Direktor war von einer großen Unruhe beseelt, die er nicht verbergen konnte. Sein Schwager, derselbe, der ihm telegrafisch Rasputins Tod gemeldet hatte, war mit seiner Frau und seinen Kindern aus Petersburg geflüchtet, weil die Fabrikarbeiter streikten, auf den Straßen demonstrierten und Brot in genügender Menge und zu normalen Preisen verlangten. Es gab also in Petersburg kein Brot!

Der Preis von 3 Kopeken für ein Pfund Brot war auf 5, 8, 10 und 12 hinaufgeschwollen und schließlich war das Brot ganz verschwunden. Die Bäcker ließen ihre Ofen kalt stehen, weil es kein Mehl gab. Kein Mehl?

In den Wolgastädten lagerten Millionen von Säcken des besten Weizens, aber es gab keine Waggons für ihren Transport. Keine Waggons?

Deren gab es viele Tausende, aber die Lokomotiven fehlten. Lokomotiven? Hunderte standen zur Verfügung. Doch Kohle? Auch sie war vorhanden. Aber die Bahnbeamten, infiziert von der revolutionären Propaganda, trieben Sabotage, und die im großen Stil.

Drahtzieher der Revolution wußten, nur durch Hunger und gerade durch Brotmangel – denn dieses war für den „Mushik“ und den Arbeiter das wichtigste Nahrungsmittel – konnte man die Masse auf die Straße bringen. So hatte der Schwager die Lage dargestellt. Vor allem hatte er bedauert, daß in der Residenz „der starke Mann“ fehle. Die augenblicklichen Hungerdemonstrationen wären, wenn ein Alexander III. auf dem Zarenthron gesessen hätte, nicht möglich gewesen oder wären im Keim erstickt.

Während einer Lehrerkonferenz wurde der Direktor plötzlich aberufen. Er blieb längere Zeit fort. Sehr bleich kehrte er zurück und teilte den Kollegen folgendes mit: „In Petersburg ist der Teufel los. Die Garde weigert sich aufs Volk zu schießen, die Kosaken wollen nicht gegen die Garde vorgehen, die sich mit den Proletariern verbrüderd. Die Tage des Zarentums sind gezählt. Eine furchtbare Situation!“

Er drückte uns die Hand und ging in seine Wohnung, erschüttert und erledigt. Am nächsten Tage standen wir vor harten Tatsachen, die sich stetig verschärften. Stillschweigend verschwanden aus den Klassen die Zaren- und Heiligenbilder. Die Schüler der oberen Klasse betrogen sich nicht frech, aber ungebunden: Der Schulbesuch nahm ab, die häuslichen Präparationen wurden eingestellt. Der Direktor wurde vom örtlichen Revolutionskomitee, zu dem mehr als fragwürdige Leute gehörten, temporär seines Amtes enthoben.

Doch die kleinen örtlichen Sorgen wurden überwuchert von der großen, die durch die schmachliche Entwicklung der innerpolitischen Lage gezeitigt wurde.

Neben der temporären Dumaregierung in Petersburg, in der Miljukow und Kerenski um die Vorherrschaft kämpften, gab es dort noch einen Soldaten- und Arbeiterrat, in dem einige Juden ihre Redetriumphe feierten und sich in radikalen Forderungen überboten. Das Chaos schwoll an.

Der Kaiser, von allen verlassen, hatte auf Drängen seiner Ratgeber für sich und seinen Sohn abgedankt. Sein jüngster Bruder Michael war weitsichtig genug, die gefährdete Zarenkrone nicht anzunehmen. In Gatschina wurde der letztgekrönte Romanow mit seiner Familie streng bewacht. Man hoffte, daß die Unglücklichen nach England emigrieren könnten.

Kerenski, nach Abdankung des Zaren Ministerpräsident, wollte versuchen, die Rolle eines Napoleon redivivus zu spielen. An der Front, wo eine Verbrüderung mit deutschen Soldaten vor sich ging, wurde dieser jäh ein Ende gesetzt und für eine Offensive Propaganda gemacht. Diese Offensive endete jedoch sehr bald mit einem vollen Mißerfolg.

Inzwischen hatte der Generalstabschef des deutschen Oberkommandos, General Ludendorf, in Verblendung den Bolschewikenhäuptling Lenin im plombierten Wagen über Deutschland nach Rußland bringen lassen. Er ist es gewesen, der Rußland zu einer Gefahr für ganz Europa werden ließ und Deutschland dem späteren Zugriff des Bolschewismus aussetzte.

General Ludendorf möge ein großer Stratege gewesen sein, ein Politiker gewiß nicht.

Außerdem kannte Ludendorf weder die Mentalität des russischen Menschen noch den Marxismus in seiner letzten Auswirkung.

Die Anseküllsche Chronik berichtet über die Anfänge der Revolution auf der Insel Oesel wie folgt:

„Eine wirklich klare Vorstellung von der großen Umwälzung durch die Revolution im März 1917 hatten ja zunächst nur wenige. Bei dem niedrigen Bildungsniveau der Russen war die Zahl der zielbewußten revolutionären Führer naturgemäß geringer als in einem westeuropäischen Staat. Hier auf Oesel waren die Matrosen das führende Element. Einige waren am Funktelegraf angestellt und diese hatten als erste die Nachricht von den großen Ereignissen aufgeschnappt. Das Gemunkel von der Abdankung des Zaren verbreitete sich natürlich schnell auch unter der Zivilbevölkerung. Aber noch hatte es der kommandierende Admiral auf Oesel nicht für gut befunden, den Armeesoldaten davon Mitteilung zu machen. Dadurch erbittert und beunruhigt, begannen die Soldaten mit großen Tumulten vor den Kasernen. Ein vorübergehender Offizier, der sie mit dem Säbel bedrohte, wurde mit derselben Waffe niedergemacht. Es war das einzige blutige Opfer der Revolution auf Oesel, denn nach diesem Vorfall wagte kein Offizier mehr, sich in Gegensatz zu den Soldaten zu stellen. Der Admiral begab sich schließlich in die Kaserne Langstraße 31, dem früheren Knabengymnasium, um die Truppen zu beruhigen. Dort wurde er von den aufgeregten Soldaten bedrängt, die ihm den Säbel abnahmen. Der einzige Truppenteil, der zur alten Regierung hielt, bis das Manifest der Thronentsagung offiziell verlesen war, war die Grenzwache.

In geschlossenem Haufen führten die Soldaten den Admiral vor das Gefängnis; sie forderten die Befreiung der Gefangenen und bald sah man diese, die meistens für verbotenes Bierbrauen und ähnliche Vergehen bestraft waren, sich still befriedigt mit ihrem Sack auf dem Rücken davonschleichen, ohne sich weiter über die Ursache ihrer unerwarteten Entlassung aufzuregen.

Nun verlangten die Soldaten von dem Admiral Aufschluß über die politischen Ereignisse und eine Erklärung für die Nichtveröffentlichung des Manifestes, das, wie sie wußten, ihm bereits vor einigen Tagen zugegangen war.

Die Ansprache, die der Admiral zu seiner Rechtfertigung zu halten versuchte, wurde von Geschrei und Einwüfen übertönt. Während dieser Tumulte kam ein Offizier auf

dem Motorrad in schnellem Tempo vom Stabsgebäude her angefahren, ein Papier in der Hand schwenkend. Mit lautem Hurrageschrei wurde er begrüßt und auf den Schultern dreier Soldaten stehend verlas er das Manifest von der Abdankung Nikolais des II. zugunsten des Großfürsten Michael. Als er geendet hatte, intonierte die Militärkapelle nach alter Gewohnheit die Kaiserhymne, der nach einigen Takten die Marseillaise folgte. Dennoch sah man damals noch auf fast allen Gesichtern den Ausdruck stumpfer Gleichgültigkeit. Wirkliches Verständnis für die Größe und Tragweite der Begebenheit gab es in der Menge nicht. Sie hielten mit, weil die Kameraden es so wollten und schrien, was sie ihren Vordermann schreien hörten. In wilder Erregung waren nur einige Matrosen. Einer von ihnen hielt, von zwei Kameraden getragen, mit haßverzerrtem Gesicht und entstellter Stimme eine Rede: „Nikolai hat seine blutige Politik ausgespielt. Michael soll unser Kaiser werden, aber wer sagt uns, Kameraden, daß wir nicht den reißenden Wolf gegen den blutgierigen Hund eintauschen.“ Das waren seine Worte, und es schien, als sei von ihnen ein Funke in allen entzündet. Es entstand ein Durcheinander. Währenddessen waren der Admiral und einige Offiziere, die ihn begleitet hatten, verschwunden. Der Haufen durchzog nun die Stadt und plünderte die öffentlichen Gebäude. Einzelne Straßen waren so mit Papier bedeckt, daß es am anderen Tage mit Bauernschlitten fortgeschafft werden mußte. Interessant war es, am anderen Morgen die Physiognomien der Soldaten zu beobachten. Im Knabengymnasium lagen 200 Mann, alles ältere Leute. Diese Männer hatten sich in ihrem Leben gewiß noch nie mit einem politischen oder sozialen Gedanken befaßt und wußten augenscheinlich gar nicht, wie sie sich zu benehmen hatten. Mit verlegenem Lächeln standen sie auf der Straße vor ihrer Kaserne.

Es folgten dann in der nächsten Zeit Umzüge, wie sie bei solchen Bewegungen immer die gleichen sind. Ein rotes Band auf dem Ärmel oder an der Brust kennzeichnete den freiheitlich gesinnten Mann. Wer dieses Zeichen mit seiner Würde und seiner Gesinnung nicht vereinbaren konnte blieb zu Hause, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, auf der Straße gebrogt und verprügelt zu werden.

Die Damen der estnischen Gesellschaft trugen ihre gut republikanische Gesinnung in Form einer kleinen, zierlichen roten Schleife zur Schau. Vom Turm des Schlosses wehte die rote Fahne; dort tagten die Sitzungen des Soldatenkomitees.

Interessant ist es, wie die Entwicklung der Dinge allmählich eine andere Richtung nahm. Zuerst herrschte ein Freudenrausch über die ungewohnte volle Freiheit, und die Feindseligkeiten richteten sich gegen die Vorgesetzten und die militärische Disziplin. Mit der Zeit aber richtete sich der Haß der einheimischen Bevölkerung gegen die besitzende Klasse. Sie hoffte, die Ereignisse in dieser Weise auszunutzen, indem sie versuchte, auch die Soldaten nach Möglichkeit gegen die Deutschen, in erster Linie die Gutsbesitzer und Pastore, aufzuhetzen. Die Soldatenkomitees bemühten sich, einige Ordnung in die wild gewordenen Scharen zu bringen, aber der anarchistische Geist hatte schon zu weit um sich gegriffen. Die Offiziere waren gezwungen worden, die Achselstücke abzulegen. Als man dem Admiral dieses Ansinnen stellte, sagte er: „60 Jahre lang habe ich diese Uniform getragen und möchte sie auch nicht ändern.“ Darauf erwiderte der Soldat, wenn er sie schon so lange getragen hat, könne er sie jetzt ruhig ablegen und riß die Schulterstücke ab.

Am 1. Mai, also am Festtage der Sozialdemokraten, sah man auch den Admiral ohne Achselstücke zum Festzug gehen. In dieser Zeit fühlten wir Deutschen uns alle vogelfrei; es konnte uns alles geschehen, ohne daß wir irgendwo Recht und Schutz hätten finden können.

Am Ostersonnabend im Jahre 1917, also nach der Revolution, brach ein Haufen betrunkenen Soldaten im Pastorat Anseküll ein. Zwei Mann pflanzten sich mit gezo-

genem Bajonett vor dem Bett des Pastors auf, der leidend war und verlangten von ihm die Schlüssel zu den Nebengebäuden. Den Pastor wollten sie daran hindern, ihrem Vorhaben beizuwohnen, erlaubten es ihm aber schließlich auf seinen energischen Protest hin. Laut Bestimmung des Soldatenausschusses durften Haussuchungen nur nach Vorweisung eines Befehls des ausführenden Komitees vorgenommen werden. Als der Pastor nach diesem Befehl fragte, wurde ihm in sehr gereiztem Ton bedeutet, er hätte nichts zu fragen und dürfe nichts verlangen. Es begann nun ein wütendes Hacken und Graben im Holzstall und im Garten, wo im Sommer 1915 in einigen großen Truhen ein Teil des Kirchenarchivs vergraben wurde, als der Befehl kam, diese Gegenstände vor dem Feind in Sicherheit zu bringen. Diese Arbeit wurde seinerzeit in Anwesenheit der damaligen Einquartierung und einiger Männer und Frauen des Anseküllschen Dorfes ausgeführt. Sie konnten bezeugen was dort in den Truhen sich befand. Stattdessen hatten sie den Soldaten erzählt, der Pastor habe Bomben, Maschinengewehre u.a., auch Gold, vergraben.

Nachdem die Soldaten vergeblich tief gegraben hatten und nichts fanden, denn die Truhe war im Jahre 1916 wieder ausgegraben, weil man einiges von den vergrabenen Gegenständen benötigte, verlangten die Soldaten diese Truhe zu sehen. Die Schriftstücke, die sich in der Truhe befanden, waren alle in deutscher Sprache abgefaßt. In Ermangelung belastender Dinge stürzten sie sich mit wilder soldatischer Freude auf diese Papiere. Der Anführer ließ sich von einem Kameraden versichern, daß es deutsche Schrift sei, er selbst könne es nicht unterscheiden, da er des Lesens und Schreibens nur wenig kundig wäre. Der Pastor mußte, mit den Händen auf dem Rücken, den Inhalt des Schriftstückes, welches ein Soldat in einiger Entfernung hielt, ins russische übersetzen. Dabei waren die Leute die ganze Zeit miteinander uneinig, der eine wollte Fragen stellen, der andere wehrte mit lautem Geschrei ab. Von 11 Uhr vormittags bis 9 Uhr abends tobte diese Bande in Hof und Garten herum. Mit Drohen und Flüchen gegen alle Barone und Pastore und mit den Worten: „Sei nur ruhig Bruder, wir werden deine Geheimnisse alle aufdecken“, entfernten sie sich.

Nach den Osterfeiertagen begab sich der Pastor nach Arensburg, um sich im Soldatenkomitee über den Vorfall zu beschweren. Den Vorsitz führten zwei Juden, die in Deutschland studiert hatten und einen gebildeten Eindruck machten. Sie bedauerten solche Ungesetzlichkeiten, die zu verhindern sie leider nicht immer in stande seien. Ähnliche Fälle kamen in den Ostertagen auf mehreren Gütern vor.

Unter solchen unerquicklichen Verhältnissen, die sich allerdings mit den Bolschewiken-Schrecken Estlands und Livlands nicht vergleichen lassen, vergingen Frühjahr, Sommer und Herbst des Jahres 1917 bis zur Eroberung Oesels durch die deutschen Truppen.“ (Ende Chronik)

Zurück zu Luki: Zunächst zu den Verhältnissen in der Schule: Es begann ein hochnotpeinliches Verfahren gegen den Direktor. Die Kollegen wurden verhört und mußten aussagen. Doch was enthielten diese Aussagen? Beschuldigungen wegen kleiner persönlicher Kränkungen, die der Direktor ihnen zugefügt haben sollte. Zuckerberg und ich sagten aus, daß der Direktor sich seinen Kollegen und seinen Schülern gegenüber so verhalten hätte, wie es einem auf den Zaren vereidigten Direktor zugestanden habe. Ungerechtigkeiten seien uns nicht aufgefallen. Der Leiter des Verhörs, Vizevorsitzender des Revolutionskomitees, ein persönlicher Feind des Direktors, war mit dem Resultat seines Verhörs nicht zufrieden. Das Verfahren endete damit, daß der Direktor abgesetzt wurde. Die Schüler benahmen sich zunächst vernünftig. Einige Wochen nach der Revolution hatten wir sie wieder in der Hand und konnten mehr oder weniger erfolgreich unterrichten. Ein Abitur fand im Jahre 1917 nicht mehr statt. Nach dem 1. Mai, an dem eine riesige rote Straßendemonstration statt-

gefunden hatte, wurde der Unterricht eingestellt. Die Ferien erstreckten sich bis Mitte Oktober.

Die Frage, was werden wir essen und trinken und womit werden wir uns bekleiden, die bisher eine nebensächliche Rolle gespielt hatte, trat zum ersten Mal mit ihrer ganzen Schärfe an uns heran und zeigte uns, daß wir bisher ein Schlaraffenleben geführt hatten. Der Küchenzettel wurde von Woche zu Woche einfacher und düftiger.

Diese Verhältnisse auf dem Gebiet der Ernährung zwangen uns, für die Ferien aufs Land zu ziehen. Wir bekamen Quartier bei einer bekannten deutschen Familie, bei der wir in früheren Zeiten oft zu Gast gewesen waren. Wir mußten jedoch in diesem Sommer selbständig wirtschaften, was uns nicht leicht fiel, da die in allen Beziehungen verworrene ungeklärte Lage, die sich durch die Revolution ergeben hatte, auch auf dem Lande einen Mangel an Lebensmitteln mit sich brachte. In dem reichen Rußland, das einen großen Überschuß an Getreide, Kartoffel, Vieh und Zucker aufgewiesen hatte, zeigten sich die ersten Anzeichen einer beginnenden Hungersnot. Die Transportverhältnisse waren unregelmäßig, die Ackerbaufläche hatte Einbuße erlitten, die Entwertung des Geldes schritt fort.

Unsere liebenswürdige Gastgeberin half uns nach Möglichkeit, aber es gab doch starke Einschränkungen. Monatlich fuhr ich einmal nach Luki, um mein Gehalt zu heben. Der stellvertretende Direktor war ein Mann, der vor der Revolution, wenn der Name des Zaren genannt wurde, sich immer devot und ehrfurchtsvoll erhob, und der im Gotteshause sich nicht genug bekreuzigen konnte. Aus einem ehemaligen katzenbuckelnden Zarenknecht war eine Kreatur der Umstürzler geworden. Welch eine Elastizität der Gesinnung! Doch ich darf über ihn nicht den Stab brechen. Ich wich dem schweren Geschehen aus, indem ich in die alte Heimat zurückkehrte. Wohin sollte und konnte er flüchten? Und er mußte für seine Familie sorgen.

Das Leben auf dem Lande war ruhig und friedlich, wie eine stille Oase in einer außer Rand und Band geratenen Welt. Vor Beginn des Schulunterrichts nach den Sommerferien kehrten wir in die Stadt zurück.

Unser äußeres Geschick in Luki nahm für uns, dank einer freundlichen Fügung, für einige Monate eine günstige Wendung. In unsere Stadt zog General Krassnow – der bekannte Verfasser des Romans „Vom Zarenadler zur roten Fahne“ – mit einem Kosakenregiment. Die Kosaken blieben vorläufig bei uns und sorgten 4 Monate für Ruhe und Ordnung.

Schon im Herbst war Riga gefallen und bald darauf auch unsere Vaterstadt und unsere Heimatinsel in deutschen Besitz geraten. Wie froh waren wir über diese Erfolge! Schwer war es nur, daß wir aus Arensburg keine Nachrichten mehr erhielten.

Unvergeßlich bleibt mir der Sonntag, an dem ich nichtsahnend aus der Haustür trat, und die Zeitungsverkäufer mit schriller Stimme ausriefen: „Die Insel Oesel ist von den Deutschen erobert“. Das Leben nahm immer mehr Formen an, die uns fremd erschienen. In allem Einschränkung, Unsicherheit, die Zukunft ungewiß, jeder kommende Tag hinter einem dunklen Vorhang. In dieser Situation gewährte mir auch der Unterricht keine Befriedigung mehr. Der ehemals kameradschaftliche Ton im Lehrerkollegium war verklungen. Ebenso schloß das gesellige Leben ein.

Eine allgemeine Stagnation trat offen zutage. Die Ordnung, die von der Kirche, der Familie, der Schule, dem Gesetz und der bürgerlichen Sitte ausgegangen war, versagte. Die Kirche lag im Starrkrampf, das Familienleben war zerrüttet, die Schule in Auflösung begriffen. Das Gesetz hatte sich überlebt, die bürgerliche Sitte war brüchig, wenn nicht lächerlich geworden.

Es gab keinen sittlichen Angelpunkt mehr. Schnell vollzog sich die Umwertung aller alten Werte. Man predigte Freiheit und zeitigte Willkür und Zügellosigkeit. Man

sprach von Gleichheit und brachte Unterdrückung. Man versprach allen alles Glück der Erde und die Folge war Knechtschaft und Tyrannei. Man verkündete Leben und, siehe, es begann die Herrschaft des Todes. Nicht Hammer und Sichel, sondern Joch und Knute waren die Embleme der roten Zukunft. Das Zarenreich war ein Polizei- und Kirchenstaat gewesen, es wurde von der Sowjetrepublik abgelöst, die den totalitären Sklavenstaat brachte. Eine tiefe Dumpfheit bemächtigte sich aller.

In der Schule schief die Arbeit völlig ein. Häufig waren in den oberen Klassen kaum 50% der Jungen anwesend. Während des Unterrichts herrschte noch ein Abglanz der einstigen Disziplin, innerlich waren die meisten Schüler mit der alten Ordnung fertig, ohne was Neues gefunden zu haben. Die Lage der Lehrer wurde allmählich lächerlich, wenn nicht tragisch und schließlich unerträglich. Es dachte jeder nur noch an sich selbst.

Es stand für mich fest, daß wir unsere Zelte in Rußland abbrechen mußten und das nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen, sondern vielmehr aus weltanschaulichen und religiösen. So beschloß ich, zunächst für mich allein, beim örtlichen Revolutionskomitee eine Reiseerlaubnis in die Heimat zu beantragen. Inzwischen hatte die bolschewistische Regierung Rußlands mit Deutschland Frieden geschlossen und es gab zwischen diesen beiden Staaten eine Grenze, die ich überschreiten wollte. Ich erhielt die beantragte Reiseerlaubnis. In einem kommunistischen Lande durfte es anscheinend in keiner Beziehung Unterschiede geben und, da die Zahl der anderen Wagen nicht ausreichte, führen wir „vierter Klasse“ (Viehwagen), ein Symbol dafür, daß der Mensch zu Herdenvieh degradiert war. Eine Strecke, die in Friedenszeiten 5 Stunden in Anspruch genommen hätte, legten wir in 5 Tagen zurück, bis wir uns endlich einem deutschen Posten gegenüber sahen. Nach längerem Verhandeln wurde uns gestattet, erst am nächsten Tage das deutschbesetzte Gebiet betreten zu dürfen. So mußten wir in einer russischen Bauernhütte übernachten.

Am nächsten Morgen passierten wir, tief beglückt, die Grenze und befanden uns unter deutschen Soldaten. Ein netter Unteroffizier mit fröhlichem, offenem Gesicht, der auf den schönen Namen „Heinrich Heine“ hörte, begrüßte uns. Nach einer Wartezeit von 9 Tagen erschien in unserem Quartier eine Ordonnanz, die uns mitteilte, daß wir nach Riga reisen dürften. Schön erhebend verliefen einige Tage in Riga und dann das Wiedersehen mit der Heimatstadt! In der Öffentlichkeit wurde die deutsche Sprache gebraucht, ebenso auch in der Verwaltung und in der Schule. Ich besuchte den Leiter des Knabengymnasiums und des Mädchenlyzeums, Direktor Schuhmacher, und erhielt von ihm die feste Zusage, daß ich nach der Übersiedlung mit meiner Familie nach Arensburg sofort eine Anstellung für die Fächer Deutsch und Geschichte erhalten würde. Es schien sich alles gut anzulassen. Alle Verwandten freuten sich auf unsere bevorstehende Übersiedlung, die wir, sobald wie möglich, vollziehen sollten.

Arensburg im Frühjahr 1916 und jetzt 1918!

Damals verängstigte Leute, die ihre Muttersprache nicht gebrauchen durften und jetzt freie deutsche Menschen und eine Wehrmacht, die den Endsieg vor Augen sah. Ein noch nie empfundenes Hochgefühl durchflutete mich und ließ meinen Gang leicht und elastisch werden, trotz der Misere in Rußland: Aus der trüben, russischen Umwelt, die mich zu vernichten gedroht hatte, flüchtete das Herz in eine strahlende deutsche Zukunft.

Nur galt es beim Oberkommando Ost eine Ausreiseerlaubnis zu erhalten, um die Familie abzuholen, aber das beanspruchte, wie mir auf dem Amt erklärt wurde, ungefähr vier Wochen. So lange konnte ich die Meinigen nicht warten lassen. Ich beschloß daher, schwarz nach Rußland zurückzukehren, obwohl dieser Plan wenig Aussicht auf Gelingen hatte. Da erklärte sich der stellvertretende Ortskommandant bereit,

mir in meiner schwierigen Situation zu helfen, indem er mich als russischen Staatsangehörigen aus Arensburg auswies. Auch in Riga wickelte sich bei den deutschen Behörden wider Erwarten alles sehr schnell ab.

Meine Mitreisenden, die über die Zustände in Rußland nicht unterrichtet waren, meinten, dort Gleichheit, Freiheit und einen vollbesetzten Tisch vorzufinden. Ich hütete mich, sie über die wahren Verhältnisse aufzuklären. Die Grenze wurde glücklich und schmerzlos passiert. Eine Nacht verbrachte ich in Petrograd und reiste weiter nach Luki in einem Zuge von dessen Überfüllung man sich keine Vorstellung machen konnte.

Nun war ich wieder mit der Familie vereint, aber wie sollte es weitergehen. In Moskau bestand ein Baltisches Rückwandererkomitee, mit dem ich mich in Verbindung setzte. Ich wurde aufgefordert, nach Moskau zu kommen, um meine Angelegenheiten persönlich zu betreiben.

So sah ich denn die alte Hauptstadt des Landes, um die sich aus bescheidenen Anfängen das Zarenreich gebildet hatte und die jetzt wieder den roten Machthabern zur Hauptstadt diene. Im Vergleich mit Petersburg trug Moskau einen stark östlichen Charakter; ein buntes Völkergemisch asiatischer Prägung belebte die unsauberen Straßen. Jegliche Fühlungnahme mit dem Westen schien hier verloren, auch der Russe an der Moskwa gab sich anders als an der Nawa. Und alles schien primitiver und fremder. Der Kreml machte Eindruck, aber er war asiatisches Mittelalter, gepaart mit byzantinischem kirchlichen Geist, der mit der Gotik nichts gemeinsam hat und auch dem romanischen Stil fremd gegenüber steht. In Petersburg zwangen mich die gewaltigen Bauten und die imposante Nawa zu restloser Bewunderung, hier in Moskau hatten Jahrhunderte allmählich eine Welt geschaffen, die in sich ein drohendes Geheimnis abgründiger Mächte trug.

Im Baltischen Komitee erhielt ich die wenig tröstliche Auskunft, daß ich mit meiner Familie nach Moskau kommen müsse, um an einem baltischen Transport teilnehmen zu dürfen. Diese Perspektive, wenn auch im Bereich der Möglichkeit, war wegen der Ernährungslage und der Entwertung des Geldes nicht erfreulich.

Als ich wieder in Luki eintraf, hatte die Ernährungslage sich weiter verschlimmert. Eine Reise nach Moskau mit der Familie ließ sich in dieser Situation nicht verwirklichen.

Ich erfuhr, daß in der Nähe Lukis sich ein Lager befand mit lettischen Flüchtlingen, die in absehbarer Zeit in ihre Heimat zurücktransportiert werden sollten. Ich wandte mich an den Lagerführer, der sich mir gegenüber sehr entgegenkommend verhielt, aber mir erklärte, daß für seinen Transport nur Flüchtlinge in Betracht kämen. Es galt einen Ausweg zu finden. Ich besaß noch einen alten russischen Paß, ausgestellt 1901 in Arensburg, der eine Anmeldeeintragung vom August 1906 der Petersburger Polizei enthielt. Der Lagerführer sagte lächelnd: „Hier setzen wir den Hebel an, sehen Sie die Null in 1906, sieht fast wie eine eins aus. Ich werde ein wenig nachhelfen und sie in eine unverkennbare eins verwandeln.“ – Er tat es und fuhr fort: „Also, ich trage Sie als Este, der 1916 vor den Deutschen geflüchtet sei, ein.“ Er schlug eine Akte auf und machte die Eintragung mit größter Genauigkeit. Zustatten kam uns bei dieser Fälschung der Umstand, daß unsere ältesten 3 Kinder in Arensburg geboren waren.

So erhielt ich eine Heimkehrerkarte, die es mir erlaubte, mit meiner Familie den demnächst startenden Transport zu benutzen. Mein in Luki ausgestellter Paß wurde den Flammen übergeben.

Mir ist leider der Name dieses Lagerführers entfallen. Wir waren uns darüber beide einig, daß man die Roten nach Vermögen nasführen müsse. Eine schwere Sorge war mir vom Herzen genommen. Es kam der letzte Monat in Rußland. Wie zu erwarten, brachte

er viel Arbeit, Unruhe und Aufregung. Die alte Zeit mit ihrer behaglichen Ruhe und Ausgeglichenheit war unwiderbringlich dahin. Noch hatte ich nicht um meinen Abschied gebeten, denn ich mußte für meine Familie sorgen, und wenn mein Gehalt auch relativ nicht groß war und der Befriedigung der notwendigen Bedürfnisse nur mangelhaft entsprach, so war es doch etwas Festes, worauf man fußen konnte. Der Verkauf unseres beweglichen Eigentums ging glatt vor sich. Nun aber war die Zeit gekommen, um ins Schulamt zu gehen und mein Entlassungsgesuch einzureichen. Eine weitere Sorge war das Beschaffen der zur Reise notwendigen Lebensmittel. Einige Tage vor unserem Transport hatten wir keine hundert Gramm Zucker mehr, den wir aber für unser jüngstes Kind, das noch ein Baby war, dringend benötigten. Ich wandte mich an eine Frau, von der ich wußte, daß sie über Zuckerbestände verfügte, aber mein Gang war erfolglos, sie behauptete, obgleich es unwahr war, sie hätte nur sehr wenig Zucker und wollte von dem wenigen natürlich nichts abgeben.

Deprimiert schritt ich nach Hause. Es dämmerte schon und ich achtete kaum auf meine Umgebung. Plötzlich berührte eine Hand meinen Arm und eine freundliche Stimme begrüßte mich mit den Worten: „Warum so in Gedanken, und wie ich annehmen muß, in traurigen?“ Ich blickte auf und erkannte einen meiner früheren Schüler, einen Juden, der im letzten Friedensjahr sein Abitur gemacht hatte. Er war ein bescheidener Junge gewesen, nicht begabt, aber fleißig. Ich erzählte ihm mein Leid. Er überlegte eine Weile und sagte: „Kommen Sie heute abend um 8.00 Uhr in meine Wohnung.“

Zucker war im Schwarzhandel sehr teuer, ich steckte daher für alle Fälle 800 Duma-Rubel und 200 Zaren-Rubel in die Brieftasche und begab mich zu meinem ehemaligen Schüler. Er war seit einem Jahr verheiratet und hatte bereits einen Sohn. Ich mußte das Kind bewundern, mit dem Ehepaar Tee trinken, zu dem es Weißbrot und Butter gab und dann stellte er zwei Zuckertüten auf den Tisch. Beim Anblick dieses Reichtums sagte ich, daß ich das nicht bezahlen könne. „Das glaube ich Ihnen“, erwiderte er, „aber im Talmud steht: ‚Ehret Eure Lehrer!‘, dieser Zucker ist mein Reise- und Abschiedsgeschenk für Sie, der Sie uns Juden immer human behandelt haben.“ Ich war gerührt, aber auch bestürzt, denn ich habe mich nie als ein besonderer Freund der Juden betrachtet. Es war mir nicht immer leicht, sie den russischen Schülern gleichzustellen. Nun schien alles geordnet zu sein, aber es schien nur so. Die beiden letzten Tage in Luki, der 23. und 24. September, waren für mich Tage schwerster Aufregung.

Am 23. September 1918, als ich am Morgen dieses Tages die Straße betrat, prangten an allen Zäunen Plakate, die die Mitteilung enthielten, daß die männliche Bevölkerung im Alter von 18 bis 40 Jahren zu 6wöchigen militärischen Übungen einberufen sei. Ich eilte sofort zum lettischen Lagerführer, der mir mitteilte, dieser Erlaß beziehe sich nicht auf die Flüchtlinge. Ich müsse meinen Rückkehrerausweis vom örtlichen Wehrkommissar mit einem entsprechenden Vermerk versehen lassen. In einigen Minuten sei diese Formalität erledigt.

Getrost begab ich mich in das Kommissariat, doch entdeckte ich dort zu meinem Schrecken in der Person des Kommissars einen Eisenbahner, dessen Söhne meine Schüler gewesen waren. Er begrüßte mich freundlich, nahm aber mit sichtbarem Erstaunen meinen Ausweis in die Hand und sagte kopfschüttelnd: „Ich begreife nicht, wie sie dieses Dokument erhalten haben, sind Sie doch wenigstens 10 Jahre hier Lehrer gewesen. Doch geht mich das nichts an, das ist die Sache des Lagerführers. Aber den Vermerk, den Sie wünschen, kann ich nicht machen. Er steht nur Flüchtlingen zu, und Sie sind keiner.“ „Übermorgen geht mein Transport, was soll ich machen?“ „Ich weiß es nicht“ erwiderte er. „Vielleicht genehmigt der Oberkommissar Ihre Ausreise. Wenden Sie sich an ihn.“

Der Oberkommissar war ein verrußter Deutscher, von dem ich annehmen konnte, daß er mir helfen würde. Aber er befand sich in Moskau, und sein Stellvertreter wollte diese Verantwortung nicht auf sich nehmen. Ich sollte warten, bis zur Rückkehr des Oberkommissars. Das aber war für mich zu spät, da wir schon um 9.00 Uhr des anderen Tages auf dem Bahnhof verladen werden sollten. Man meinte begütigend, als meine Verzweiflung zu erkennen war, ich solle doch meine Familie reisen lassen, ich könne ja 6 Wochen später die Reise antreten.

Vollständig erledigt wollte ich mich heimbegeben. In diesem Augenblick sprang ein junger Mann auf, der an einem Nebentisch unserem Gespräch gefolgt war. Er trat auf mich zu und fragte, ob ich ihn denn nicht mehr erkennen würde. Ich verneinte. „Ich bin doch Ihr ehemaliger Schüler, dem Sie einmal vor 10 Jahren unverdienterweise ein „gut“ gestellt haben und damit meine Versetzung in die nächste Klasse ermöglichten.“ Jetzt erkannte ich ihn und konnte mich an die damalige Situation dieses Schülers erinnern. Und nun stand dieser Schüler dienstbeflissen vor mir und sagte: „Wenn es der Vorgänger des Oberkommissars wäre, so würden wir mit 1000 Rubel die Sache deichseln; aber der jetzige ist unbestechlich, dem muß man mit einem Dokument kommen. Ich habe einen Plan. Sie waren doch im Frühling in Ihrer Heimat? Vielleicht haben Sie dort einen deutschsprachigen Ausweis erhalten, der wäre von größtem Nutzen.“

Ich hatte einen, es war ein Aufenthaltsschein, dessen Gültigkeit aber schon erloschen war. Das sagte ich meinem ehemaligen Schüler, worauf seine Augen strahlten. „Bringen Sie ihn mir!“ flüsterte er. „Heute kann ich Ihnen Ihre Nachsicht mir gegenüber vergelten.“ Ich ging und kehrte mit meinem nichtssagenden Dokument wieder. Mein ehemaliger Schüler ging darauf zu seinem Vorgesetzten und sagte in erschrecktem Ton: „Stellen Sie sich vor, der Genosse Gundalin ist im Frühjahr in Deutschland gewesen und hat dort die Reichszugehörigkeit erworben. Hier ist sein vorläufiger Ausweis darüber. Er untersteht gar nicht mehr unserer Jurisdiktion.“ Der Chef der Behörde sprang auf, kam auf mich zu, entschuldigte sich, reichte mir die Hand und sagte, daß ich in wenigen Minuten den Vermerk erhalten würde, damit ich als Angehöriger des Deutschen Reiches, mit dem Rußland Frieden geschlossen habe, beim Übergang über die Demarkationslinie keine Schwierigkeiten bekomme. So war ich denn zugleich estnischer Flüchtling und deutscher Reichsangehöriger. Das Leben bestand nur noch aus Lug und Trug. Das war aber noch nicht die letzte Aufregung an diesem Tage. Zu Hause angekommen, erschien ein Rotgardist und überbrachte mir die schriftliche Aufforderung, sofort im Revolutionskomitee vorzusprechen. Hatte mein Schüler mich verraten? War die Schiebung mit der Paßfälschung und dem fiktiven deutschen Ausweis herausgekommen? Hatte der Lagerführer nicht dicht gehalten? Ich hatte keine Gewissensbisse, sondern nur Angst vor einer Entdeckung. Als ich erfuhr, wozu man mich brauchte, fiel mir ein Stein, nein, ein ganzer Felsblock, vom Herzen: Die Deutsche Militärbehörde verlangte eine Liste der Heimkehrer in deutscher Sprache und die sollte ich herstellen helfen. Über 600 Personen mußten registriert werden.

Versöhnlich und ausgleichend wirkte es, daß mir unser Schuldiener noch in letzter Stunde mein volles Septembergehalt brachte und ein Anerkennungsschreiben, das ich nicht beantragt hatte, das mich aber als Lehrer und Mensch glänzend attestierte. So fand mein letzter Tag in Luki einen harmonischen Ausklang. Die Tatsache aber blieb bestehen: „Mit tausend Masten“ war ich hingekommen, als Wrack ging ich fort.

Am Morgen des 25. September kam der Lastwagen, mit dem unser Gepäck zur Bahn transportiert wurde. Erst abends piff die Lokomotive zur Abfahrt und brachte

uns schnaufend im Lausetempo, alle Augenblicke haltend, unserem Ziele, der Demarkationslinie zwischen Rußland und Deutschland, entgegen.

Kurz vor der Grenze wurde Halt gemacht, um der russischen Grenzwaiche die von allen gefürchtete Gepäckrevision in aller Ruhe zu ermöglichen. Der Transportleiter trat in energische Verhandlungen mit dem russischen Ortskommandanten ein und erzielte ein glänzendes Resultat: für 5000 Zarenrubel war der Mann bereit, „großzügig“ zu revidieren. In den 70 Wagen, aus denen unser Transport bestand, befanden sich fast 300 Familien. So entfielen auf jede Familie kaum 20 Rubel, die auch die Ärmsten ohne Mühe aufbringen konnten. Die Revision nahm einen operettenhaften Verlauf. In einem Kartoffelsack befand sich unser Silber. Wir wurden nach dem Inhalt befragt. Der eine Wachsoldat stieß prüfend mit dem Fuß an ihn und bestätigte: „Kartoschka“ (Kartoffel).

Nach vollzogener Revision piff der Zug und einige Minuten später befanden wir uns im Schutze der deutschen Wehrmacht, die, obwohl im Westen stark angeschlagen, hier im Osten noch Ansehen und Autorität besaß.

Die ärztliche Inspektion, die Entlausung und die zehntägige Quarantäne überstanden wir trotz der Krankheit der Kinder gut. Große Formulare mit vielen Fragen mußten ausgefüllt und schließlich mit der Unterschrift versehen werden.

Die Tage unserer Zugehörigkeit zu Rußland hatten ihr Ende gefunden. Wir befanden uns auf dem Wege zu einem neuerstandenen Freistaat, denn Estland hatte sich am 24.2.1918, ehe die deutschen Truppen von Oesel aus Estland besetzt hatten, zu einer unabhängigen Republik erklärt. Welche Rolle wir Balten in diesem Zwergstaat spielen würden, war unklar und ungewiß. Aber solche Erwägungen, wie auch das Geschehen, in dem wir uns befanden, waren verworren und allen Zufälligkeiten ausgesetzt. In meiner Erinnerung ist aus dieser Zeit nicht viel haften geblieben. In Riga wurden wir von unseren Verwandten sehr lieb und freundlich aufgenommen. Am 18.10. stachen wir mit dem Dampfer „Vega“, bei schönem Wetter, in See mit dem Ziel Arensburg. Die Überfahrt dauerte knapp 8 Stunden. Ehe noch der Oktobertag dunkelte, waren wir in Romasaar. Es gab keine Fuhrmannskaleschen wie einst, aber eine Schmalspurbahn, die die deutsche Wehrmacht angelegt hatte, beförderte uns mit allem Gepäck, das mit Hilfe von Soldaten vom Schiff zum Zuge gebracht wurde, zur Stadt.

Das Züglein hielt im Stadtpark, in dem es, als wir eintrafen, stark dunkelte. Ein kleiner Herr, mit einer großen Laterne bewaffnet, kam auf uns zu. Er leuchtete mir ins Gesicht und sagte: „Gott sei Dank, Sie sind da!“ Es war Herr Gerchen, mein einstiger Privatschüler und nachheriger Kollege, mit dem ich 21 Jahre gemeinsam am Walter-Flex-Gymnasium arbeiten sollte.

30.3.1950.